

Gall. rev. 968^o/17

Heinrich Föringer,
Kustos in der Herzogspital:
Hofkirche.

Nro. 122

Ex - Libris
B.H.DK.

Woyda

<36612017110014

<36612017110014

Bayer. Staatsbibliothek

VERTRAULICHE BRIEFE

über

FRANKREICH und PARIS

im Jahr 1797.

Erstes Bändchen

ZURICH

bey HEINRICH GESSNER

1798.



A. von S * * *

zum Beweise unbegrenzter Hochachtung

und

inniger Freundschaft

gewidmet

vom Verfasser.

Si je tenais toutes les verités dans ma main, je
me garderais bien de l'ouvrir.

Fontenelle.

Nachstehende Briefe sind während meines Aufenthalts in Paris, theils wirklich geschrieben, theils aus meinem Tagebuche zusammengetragen worden. Sie sind an zwei verschiedene Personen gerichtet, und eben deswegen verschiedenen Inhalts. In den einen liefere ich meine Bemerkungen über diejenigen Gegenstände, welche mir der Aufmerksamkeit besonders werth erschienen; in den andern habe ich es versucht, den gegenwärtigen politischen Zustand Frankreichs zu schildern.

Was ich in den erstern über die Merkwürdigkeiten von Paris, die Sitten und die

Lebensart der Nation sage, darüber habe ich mir keinen vorsätzlichen Irrthum vorzuwerfen. In den Briefen politischen Inhalts, hoffe ich, wird man das Gepräge der Mäßigung, der Unpartheilichkeit, und das Bestreben, der historischen und philosophischen Wahrheit, so viel als möglich, getreu zu bleiben, nicht verkennen.

Es ist möglich, daß meine Nachrichten von denen, die gegenwärtig in Deutschland im Umlaufe sind, abweichen. Aber dieses kann für keinen Beweis ihrer Unzuverlässigkeit gelten. Ich bin, vermöge der Verbindungen, in welchen ich hier zu stehen das Glück habe, im Stande, an der Quelle zu schöpfen, mir ist der freie Zutritt in einige der ersten Häuser gestattet, ich sehe und spreche fast täglich Männer, die in der einen oder der andern Faktion gar keine subalterne Rolle spie-

len, und da ich, als Fremder, sie mit unpartheiischen Augen beobachte, so kann ich mit Recht auf einige Glaubwürdigkeit Ansprüche machen. Der einzige erhebliche Zweifel, den man gegen meine Nachrichten hegen kann, ist der der Selbsttäuschung.

Ich wage es nicht, mich davon frei zu sprechen, weil Wahrheit und Täuschung relativ und schwer von einander zu unterscheiden sind. Aber wenn ein auf irgend einen Gegenstand unaufhörlich gerichteter Blick vor dem Irrthum bewahren kann, so, glaube ich, durch mein vieljähriges Studium der französischen Nation, durch die fortgesetzte Aufmerksamkeit, die ich der Revolution und dem Gange der Angelegenheiten Europas theils aus Pflicht, theils aus Liebhaberei gewidmet, und durch meinen langen Aufenthalt an den Gren-

zen Frankreichs oder in Frankreich selbst,
so ziemlich vor demselben sicher seyn zu
können. Jedoch finde ich nöthig, zu be-
merken, daß ich nicht jeden Gegenstand
erschöpfen, sondern blos darauf hin-
deuten wollte und durfte.

Ueber den Plan und die Ausführung
dieses Werks lasse ich das Publikum ent-
scheiden. Unterhalten, und Irrthümern
und Vorurtheilen begegnen, ist der Zweck
desselben.

Der Verfasser.

Geschrieben zu Paris

im Sommer 1797.

Freundschaftliche Briefe
über Frankreich und Paris
im Sommer und Herbst 1797.

Freundschaftliche Briefe

über Frankreich und Paris

im Sommer und Herbst 1797.

Erster Brief.

Aus der Schweiz im April 1797.

Ich bin entschlossen, Freundin, nach Frankreich zu gehen. — Schon seit drei Jahren nährte ich diesen Wunsch, aber nie haben es die Umstände zugelassen, ihn in Erfüllung zu bringen. Bald wurde ich durch die innern Unruhen Frankreichs davon abgehalten, bald durch höhere Pflichten, welche mir das Vaterland und die Freundschaft auferlegten, daran verhindert. Nur selten ist es dem Menschen erlaubt ganz frei und unabhängig zu handeln, er ist Sklave von der Wiege an, und Fesseln ruhen auf ihm in jeder Epoche des Lebens.

So schwer es mir ankommen wird, diesen glücklichen Winkel der Schweiz, den ich nun fast ein ganzes Jahr bewohnt habe, zu verlas-

fen, so ist doch von der andern Seite die Aussicht wieder zu reizend, die mir eine Reise nach Paris nothwendig eröffnen muß. — Das Studium des menschlichen Herzens war, wie Sie wissen, von jeher meine angelegentlichste Beschäftigung, und jemehr ich den Menschen kennen lerne, jemehr ich in die innersten Falten seines Ichs eindringe, und von seinen Worten und Handlungen mir Rechenschaft abzulegen weiß, je interessanter erscheint es mir.

Diesen Hang, den Menschen mit forschenden Blicken zu beobachten, und ihn unter allen möglichen Formen und Gestalten kennen zu lernen, werde ich gewiss in Frankreich sehr häufige Gelegenheit zu befriedigen finden. — Der Uebergang einer Nation aus dem anarchischen Zustande zur Ordnung und pünktlichen Unterwerfung unter die Gesetze, muß in der That äußerst viel Stoff zu neuen wichtigen Bemerkungen darbieten, und eben so belehrend als unterhaltend seyn. Die französische Nation befindet sich gegenwärtig in

ohngefehr eben der Lage, in welcher sich die Menschen müssen befunden haben, als sie nach einem langen Kampfe dahin überein kamen, sich entweder einem einzigen zu unterwerfen, oder durch gewisse für alle gleich geltende Verhaltungsregeln sich in den gesellschaftlichen Zustand vereinigten.

Nach dem was ich über die französische Revolution gelesen und gehört, was ich über die nunmehrige innere Lage der Nation erfahren, und wovon ich mich durch meinen langen Aufenthalt an den Grenzen Frankreichs, und durch den Umgang mit sehr gebildeten und ihr Vaterland genau kennenden Franzosen selbst habe unterrichten können, muß eigentlich von dem alten System, den ehemaligen Sitten und Gebräuchen, der Lebensweise, Denkungsart, und von allen den charakteristischen Zügen, die die Regierung einem Volke aufprägen kann, wenig oder gar nichts übrig geblieben seyn. Die Nachhelfer der Revolution haben nicht nur die in den Köpfen vor-

gegangene Umwälzung der Grundsätze, zur Bewirkung einer Totalveränderung der politischen Verfassung, anzuwenden gewußt, sondern sie scheinen auch dem Charakter der Nation eine andere und ganz eigene Richtung gegeben zu haben.

Die Franzosen haben sich von jeher sehr stark vor allen ihren Nachbarn unterschieden, nun aber muß der Kontrast noch weit auffallender seyn. Ehedem fand noch zwischen den Hofleuten in Deutschland und Frankreich einige unbedeutende Aehnlichkeit statt, diese aber muß jezt ganz wegfallen, da das Gleichheitsystem nicht nur den Unterschied der Stände, sondern auch jene bemerkbare Auszeichnungen aufgehoben hat, die gewisse Klassen, ohne dazu privilegiert zu seyn, sich herauszunehmen erlaubten. Reichthümer und vorzügliche Talente müssen jezt in Frankreich die einzigen Mittel seyn, wodurch man bemerkt zu werden hoffen kann, denn selbst die erhabenste Staatsbedienungs berechtigt nach den Gesetzen

nicht, eine auſſerhalb ihrem Wirkungskreiſe fortgeſetzte Unterſcheidung zu fordern.

Dieſe freiwillig oder gezwungen angenommene und durchgeſetzten Grundſätze müſſen nothwendig auf die ganze Maſſe des Volks gewirkt, und zu einer, der Nation vielleicht ſelbſt unmerkbarẽ Veränderung ihrer Lebens- und Handlungsweiſe Veranlaſſung gegeben haben. Freilich mag der gute geſellſchaftliche Ton dadurch nicht gewonnen haben, denn dieſer war vor der Revolution zu einem ſo hohen Grad von Feinheit und Delikateſſe herangewachſen, daſs er unmöglich höher ſteigen konnte. Aber wer weiſs, ob er jezt nicht mehr innern Gehalt, als er ehemals hatte, bekommen hat. Das werden Sie mir eingestehen, daſs die franzöſiſche Höflichkeit mehr eine Folge der Ausbildung der Sprache und gewiſſer durchgängig üblicher Redensarten ohne Wahrheit und Bedeutung, als wirklicher, und aus Ueberzeugung herrührender Ausdruck des Wohlwollens und Achtung war.

Sonst war ein Franzose von sogenannter guter Erziehung im Stande jeden Fremden, selbst einen Unbekannten mit Freundschaftsversicherungen und Protestationen seiner Bereitwilligkeit zu dienen, zu überhäufen; wer dieses für baare Münze nahm, mußte sich außerordentlich getäuscht finden, wenn er auf die Erfüllung der ihm gethanen Versprechen drang, ja er gerieth in Gefahr für einen Menschen ohne Lebensart zu gelten, wenn er sich mit leeren Worten nicht begnügen wollte. — Dieser durch die Gewohnheit sanktionirte Betrug kann jetzt unmöglich mehr in der nehmlichen Ausdehnung und Allgemeinheit statt finden, und wenn es geschieht, so macht es der republikanische Geist der Regierung einem jeden zur Pflicht, ihn mit dem Charakter der Biederkeit und Wahrheit soviel als möglich zu vereinigen.

Ich mag die gegenwärtige französische Nation unter einem Gesichtspunkt betrachten, unter welchem ich will, so verspricht sie mir von allen Seiten eine reichhaltige Ausbeute neuer Erfah-

rungen. Glauben sie nicht etwan, daß ich enthusiastisch für sie eingenommen, oder ein blinder Verehrer von allem dem bin, was seit sieben Jahren in Frankreich vorgefallen ist. Das Schöne und Erhabne reißt mich allein hin, und ich bewundere es, unabhängig von allen politischen Rücksichten, allenthalben wo ich es antreffe. Der Künstler weiß es genau von allem abzusondern, was mit ihm in keinem wesentlichen Zusammenhange steht, er faßt es in seiner Einheit auf, betrachtet und hält es fest, ohne sich durch den Schatten, der es vielleicht umgiebt, davon abbringen zu lassen.

Ich kann mit dem Gedanken noch gar nicht vertraut werden, daß ich, in vierzehn Tagen höchstens, mich mitten unter einem Volke befinden werde, das schon so lange meine ganze Aufmerksamkeit auf sich gezogen, und mit seinen politischen Reformen ganz Europa angesteckt hat. Was ich bis jetzt darüber weiß, kenne ich bloß durch andere: aber ob die in Frankreich aufge-

stellten Grundsätze erkannt, angenommen, Menschenglück verbreitend, und eben dadurch der Verpflanzung fähig sind, davon werde ich mich jetzt durch den Augenschein überzeugen. Wir leben in einem sehr merkwürdigen Zeitalter, reich an Begebenheiten, und noch mehr versprechend für die Zukunft. Alles ist aus den gewöhnlichen Schranken herausgetreten, nichts ist dem Menschen mehr heilig, er bricht mit kühner Hand in das Heiligthum der Gesetze, so wie in das Labyrinth der Vorurtheile ein; was ihm sonst ehrwürdig war, hat aufgehört es zu seyn, ein Geist des Niederreissens ist allgemein rege, und der Kampf zwischen der Finsterniß und dem Licht muß nothwendig wegen der zum Streit bereit stehenden Masse der Kräfte sehr bald und gewiss zum Vortheil der Menschheit entschieden werden.

Ich werde das Palais royal, die Tuilleries, die elysäischen Felder, und alle durch die Revolution noch mehr im Auslande bekannt gewor-

II

denen Plätze und Merkwürdigkeiten von Paris sehen. Mit jedem Schritte, den man dort thut, muß man an irgend ein wichtiges historisches Faktum erinnert, und bald zur höchsten Bewunderung, bald zum größten Abscheu hingerissen werden. Nach Jahrhunderten, wenn das Andenken an die Ausschweifungen und Verirrungen der Nation verwischt, und das Monument ihrer ungeheuern Anstrengungen nur allein noch da stehen wird, dann wird der philosophische Geschichtsforscher mit eben der hohen Ehrfurcht dahin wallfahrten, mit welcher wir jetzt Italiens und Griechenlands Boden betreten.

Wenn Sie mir auf der Stelle antworten, so kann mich Ihr Brief noch hier antreffen. Ich verspreche Ihnen so oft zu schreiben, als ich Stoff und Zeit dazu haben werde. Da Sie mein Inneres ganz durchschauen, so können und werden Sie nie an der Fortdauer der Empfindungen und Gefühle zweifeln, die die Freuden des Lebens erhöhen, und ihren Leiden die größte Bit-

terkeit benehmen. — Freundschaft ist das schöne Band das uns mit unzertrennlichen Fesseln vereinigt, und Zeit und Raum versuchen es vergeblich, ihre alles auflösende Kraft zu seiner Vernichtung anzuwenden.

Zweiter Brief.

Aus der Schweiz im April 1797.

Sie billigen also meinen Entschluß nach Frankreich zu gehen ; — dann muß er gewiß gut und wohl überlegt seyn. — Es thut mir leid, daß ich Ihren Wunsch, eine Beschreibung der Ufer des Genfer Sees von mir zu erhalten, nicht eher gekannt habe ; ich würde sie nochmal von Genf bis Neustadt durchreiset, und Ihnen das Merkwürdigste davon auf der Stelle mitgetheilt haben. Jezt kann ich Ihnen blos Bruchstücke liefern, einzelne Scenen darstellen, und von dem Ganzen einen nur unvollständigen Begriff geben. Begleiten Sie mich auf einen Berg des Jura-gebirges, die Dole genannt, und ich will Ihnen dort die Karte, die Sie unter Ihren Füßen erblicken werden, erklären.

Die zu Ihrer Rechten in Rauch und Nebel gehüllte Stadt, ist Genf, die wegen ihrer schönen Lage, so wie wegen ihrer Industrie, gleich

berühmt im Auslande ist. Der See Lemán bespült einen Theil derselben, und die Rhone, die dort aus demselben ausfließt, durchströmt sie von Osten nach Westen. Die Entfernung läßt es nicht zu, die GröÙe der Stadt und die große Menge Gärten und Landhäuser, die sich in der Nähe derselben befinden, genau zu bemerken. Sie werden aber doch an beiden Ufern des Sees eine Art Wald erblicken, der, wenn Sie näher kommen, sich verliert, und nichts als künstliche Anlagen darstellt. Dagegen aber ist das Innere der Stadt düster und traurig, der ehemalige Wohlstand derselben ist beinahe ganz verschwunden, und der Geist der Unruhe dieser sonst höchst glücklichen Einwohner, ist hier noch weit schrecklicher in seinen Folgen, wie in Frankreich, gewesen. Es scheint Rousseau's unsterblicher Geist habe sich ganz von seinen Mitbürgern gewandt, denn Eintracht und Bruderinn sind von ihnen gewichen, und Zwietracht, Haß und Intriguensucht an ihre Stelle getreten. Dadurch sind

die reichsten Einwohner gezwungen worden, ihre Vaterstadt zu verlassen, und ihre Güter sind größtentheils dem jakobinischen Pöbel zur Beute geworden. Sie wohnen jezt in der Schweiz längs den Ufern des Sees hin, denn ihr Patriotismus gab es nicht zu, sich so weit von Genf zu entfernen, daß sie nicht ihr Auge an dem Anblicke ihres Vaterlandes wenigstens weiden könnten.

Die Genfer Nation ist in ihrer Art höchst merkwürdig; man kann sie weder zu den Franzosen, noch zu den Schweizern, noch auch zu den Savoyarden rechnen. Mit den erstern haben sie bloß die Sprache gemein, mit den zweiten den Charakter und die Sitten, und mit den dritten die Betribsamkeit. Wenn man aber eine genauere Vergleichung zwischen ihnen und ihren Nachbarn anstellen wollte, so würde man finden, daß sie ihnen fast in keinem Stücke ähnlich sind. Zwar ist ihre Sprache die französische Mundart, allein sie unterscheiden sich darin von den Franzosen durch den Accent, die Wendungen, und

mehrere ihnen zukommende Eigenthümlichkeiten unendlich. Ihr Charakter und ihre Lebensart hat viel Aehnlichkeit mit dem Charakter und der Lebensart der Einwohner des Waatlandes; da die Genfer aber Handel treiben, und diese sich mit der Oekonomie fast nur allein abgeben, so können sie leicht denken, daß eine große Verschiedenheit zwischen beiden statt finden muß. In der Thätigkeit und Industrie thun sie es ebenfalls den Savoyarden weit zuvor, und man kann wohl sagen, daß sie Genf beinahe allein beschäftigt, und ihnen Nahrung und Unterhalt giebt. Sie würden sich wundern, wenn Sie an gewissen Tagen in der Woche mehrere savoyardische Bauern mit groben Säcken auf dem Rücken in die Stadt kommen sähen. Sie würden auf Lebensmittel rathen, die sie dahin bringen, und keinesweges darauf verfallen, daß sie auf diese Art die Werke zu den Uhren, als Räder, Schrauben u. f. w. in die Fabriken abliefern. Diese werden nun in Genf polirt, zusammengesetzt und gehen, nachdem

und nachdem sie durch mehr als hundert Hände
pafsirt find, in alle Theile von Europa.

Dieser Hauptzweig der Industrie hat unendlich durch die französische Revolution gelitten, und der äufsere Handel von Genf ist durch seine politische und physikalische Lage so eingeschränkt worden, dafs er mit dem ehemaligen Glanz desselben gar nicht mehr verglichen werden kann. Der grösste Absatz findet jetzt in Spanien statt, und auch dieses Land war, die letzten Jahre hindurch, nicht im Stande, beträchtliche Summen zum Aufkauf zu verwenden. Dadurch nahm die Armuth in Genf überhand, eine grosse Menge Arbeiter wurden in Unthätigkeit gesetzt, und der Müfsiggang und alle Laster, die gewöhnlich in seinem Gefolge sind, brachen herein. Das Volk wurde zu Ausschweifungen verleitet, der Faktionsgeist fieng an zu rasen, und man erlaubte sich Greuel und Ungerechtigkeiten, vor welchen die Menschheit zurückschandert.

Werden Sie nicht jenseit der Stadt einen kleinen Wald gewahr, o! wenden Sie Ihr Auge davon weg, denn dort floß unschuldiges Bürgerblut am Fußgestell des Denkmahls, das man in dieser reizenden Promenade dem menschenfreundlichen Rousseau errichtet hat. Lassen Sie uns lieber den Weg verfolgen, der nach der Schweiz führet; Sie werden dort ein glückliches Volk kennen lernen, und ein Land, das die Natur am ersten Frühlingstage geschaffen zu haben scheint.

Der Weg führet längs Gärten und Landhäusern hin, welche die Aussicht auf den See beschränken. Nur hin und wieder werden Sie seine spiegelhelle Fläche gewahr, ein leichter Kahn wiegt auf derselben, und bringt nach Genf den Ueberfluß seines Besitzers, oder die glückliche Ausbeute des angestellten Fischzuges. Durch unaufhörliche Krümmungen, welche die Länge des Weges unendlich verkürzen, kommen Sie auf französischen Grund und Boden an. Andere Sitten, andere Gebräuche kündigen Ihnen diese

Veränderungen an, und in einiger Entfernung erblicken Sie den hohen Freiheitsbaum mit rother Kappe. Hier müssen Sie Ihren Pafs vorzeigen, Ihre Sachen untersuchen lassen, und wenn es den Zollbedienten gefällig ist, aussteigen, und selbst die Taschen vor ihnen ausleeren. Man hat viel Mühe die üble Laune, welche ein solches Betragen jedem Reisenden einflößt, zu besiegen. Die Ortschaften, die Sie nun passiren, vermehren sie durch ihr elendes Aussehen, und sie verläßt Sie nicht eher, als bis Sie Verfoix im Rücken haben, wo nochmals auf die nehmliche Art visitirt wird.

Aber von nun an sind Sie frei. Einige hundert Schritte noch, und Sie sind auf Schweizerboden. Der reizende See mit seinen noch reizendern Ufern, lacht Ihnen wieder entgegen. Savoyen liegt wie eine topographische Karte vor Ihnen ausgebreitet; zu Ihrer Linken und Rechten haben Sie reiche Weinberge, und vor Ihnen die kleine Stadt Coppet, den Aufenthalt des berühm-

ten aber unglücklichen Neckers, und den Zufluchtsort seiner nicht minder bekannten Tochter. Betrachten Sie das geräumige und hohe Schloß, das hinter der Stadt sich erhebt; ein englischer Garten umgiebt es von zwei Seiten, und von der dritten hat es eine freie Aussicht auf den See und auf Frankreich. In seinen Mauern senft der ehemals vergötterte Mann, weint über sich und seine Zeitgenossen, und kann den Menschen ihren Undank nicht vergeben noch vergessen, und um die Langeweile, die ihn tödtet und allmählig aufzehrt, von sich zu verscheuchen, sinnt er auf Entschuldigungsgründe, um sich mit seinen Feinden wieder auszuföhnen. Aber er ist allen Partheien gleich verhaßt; Demokraten und Aristokraten verwünschen ihn, und Republikaner und Royalisten klagen ihn mit gleich starken Gründen vor der Zeit und Nachwelt an. Dieses weiß Necker, und ist eben deswegen um so unglücklicher. Kein Trost wird ihm gewährt, seine Freunde haben ihn verlassen, sein

Eigendünkel kann ihn nicht mehr aufrecht erhalten, er unterliegt unter der Last des Kummers, der ihn zu Boden drückt, und seine Tochter ist nur eine schwache Stütze für den gänzlich gefallen und beinah vergessenen Staatsmann.

Ich will sie Ihnen schildern, diese so oft verkannte und falsch beurtheilte Frau, ich will Ihnen ein getreues Bild von ihrem Charakter, von ihren Grundsätzen, von ihrer Politik und von ihrer Moralität entwerfen; ich will sie Ihnen so darstellen, wie ich sie kennen gelernt, wie ich sie von andern, die sie genau kennen, beurtheilen gehört habe, und mein Gemälde soll in sofern wahr und richtig seyn, in wiefern ich nicht selbst getäuscht worden bin. Ich habe oft Gelegenheit gehabt sie zu beobachten, ich habe über die mit ihr gehaltenen Unterredungen tief nachgedacht, ihre Schriften studirt, und sie in ihren geheimsten Handlungen zu belauschen gesucht. Aber noch wage ich es nicht, mein Urtheil

über sie zu fällen, und halte mich nicht für unterrichtet genug, um über sie abzusprechen. Ich werde sie in Paris auffuchen, und sie dort von neuem beobachten. Bis jetzt lernte ich sie unter ländlichen Formen kennen, und mein Urtheil könnte einseitig ausfallen; wenn ich sie aber einige Zeit auf dem ihrem Geiste und ihrer Lebhaftigkeit mehr angemessenem Schauplatze werde beobachtet haben, dann will ich es versuchen, sie nach der Wahrheit zu schildern, und Licht und Schatten mit gleicher Unpartheilichkeit auftragen.

Dritter Brief.

Aus der Schweiz im April 1797.

Ich habe einen Pass erhalten; er ist von der besten Qualität, und führt zur Aufschrift: *Liberté. Egalité.* Das sind die beiden Zauberworte, die jedem französischen Zollbedienten Respekt einflößen, und es ist genug, sie an der Spitze seines Passes zu haben, um frei und ungehindert in ganz Frankreich zu reisen. Hier darf ich mich freilich noch nicht damit brüsten, denn Freiheit und Gleichheit sind noch so ziemlich verruffene Waare. Ob ich jenseits der Berge mich besser dabei befinden werde, und ob man mir die daraus herzuleitenden Rechte allgemein zugestehen wird, das will ich Ihnen nach einigen darüber angestellten Erfahrungen unverholen mittheilen.

Nun kann also nichts mehr meine Reise aufhalten. Ich habe einen grossen Theil meiner Abschiedsvisiten gemacht; mein Koffer ist gepackt, meine Sachen sind in Ordnung gebracht, und ich

bin ungeduldig durch neue Beobachtungen meine Menschenkenntniß zu erweitern. Es kommt jetzt nur noch darauf an, zu bestimmen, wie ich reisen soll. Man mißrath mir allgemein allein und mit Extrapost diese Reise zu unternehmen. Ich bin sehr geneigt die Gründe, die man mir dawider anführt, triftig zu finden, und da es keine Geschäftsreise ist, die ich mache, so kann ich nur dabei gewinnen, wenn ich, ohne mich zu übereilen, langsam von einem Orte zum andern gebracht werde. Die Extrapost ist daher gänzlich verworfen, und statt deren ein Lohnkutscher oder die Diligence gewählt worden. Erstere sind selten bis Paris zu finden, und letztere kommt, wenn ich nicht irre, alle vierzehn Tage nur einmal hier durch. Um recht sicher zu gehen, will ich mir auf jeden Fall einen Platz in derselben besorgen lassen, und die Zeit bis zu ihrer Abreise auf die Beschreibung der Ufer des Genfer Sees verwenden. Ich bin überzeugt, daß Sie mit diesem Vorschlage nicht unzufrieden

feyn werden, er paßt, ganz in Ihre Wünsche, und diesen zuvor zu kommen, wissen Sie wohl, war von jeher mein erstes höchstes Gesez.

Verlassen Sie den Standpunkt nicht, auf welchen ich Sie gestellt habe; Sie können nirgends besser die Landschaft übersehen, von welcher ich Ihnen nur eine flüchtige Ueberlicht zu geben im Stande bin. Verfolgen Sie den Weg, der von Coppet nach Nion führt. Iemehr Sie sich Rolle nähern, je größer wird die Breite des Sees. Nahe an Genf konnten Sie die Gegenstände an dem jenseitigen Ufer mit unbewaffneten Augen sehr genau bemerken, dieses wird Ihnen jezt schon schwerer, und je weiter wir vorwärts kommen werden, je mehr werden sie sich vermischen, und nur einzelne Punkte darstellen. Dafür aber werden Sie bald durch ein Schauspiel entschädiget werden, das alle Beschreibung übersteigt, und das man am Genfer See nur allein genießen kann. Ich will Ihnen nicht vorgreifen, und Sie unterdessen mit der Lage von Nion bekannt machen.

Diese kleine Stadt, die kaum drei tausend Seelen Einwohner hat, liegt auf einer Anhöhe, die ihr die reizendste Aussicht gewähret. Von der Promenade, die Maroniers, übersehen Sie den See von einem Ende bis zum andern, und Ihr Blick ruht mit Wohlgefallen auf der spiegelhellen Fläche, die kein Lüftchen bewegt. Da saß ich oft Stunden lang, und vergaß mich und die Welt im Anschauen der schönen Natur. Mein Herz erweiterte sich unbemerkt, ich fühlte eine sanfte Melancholie über mein ganzes Wesen verbreitet, und Ruhe, stille Ruhe durchströmte mich mit unaussprechlichen Gefühlen. Wenn ich hier den schaukelnden Kahn verfolgte, der langsam gegen Abend nach Savoyen zurückkehrte, oder auf den frohen Gesang munterer Mädchen horchte, die am Ufer hin und her fuhren, dann ward mir so wohl, und Thränen stiegen in meine Augen. Ich vergab den Menschen ihre Ungerechtigkeiten; bedauerte ihre Verirrungen, und söhnte mich mit ihnen, ohne Groll im Herzen zu behal-

ten, aus. Um recht ungestört diesem Genuß und meinen Träumereien nachhängen zu können, setzte ich mich auf eine, von dieser Promenade etwas abgelegene Bank, hinter den verfallenen Mauern der Stadt; dort konnte ich mich ganz meinen Gefühlen überlassen, mich ganz in dem Anschauen der Schönheiten der Natur verlieren, und an ihrem Busen ausruhen, wenn ich von der Last meines Kammers schier zu Boden gedrückt wurde. Wie manche frohe Stunde habe ich da zugebracht! wie manche seelenvolle Augenblicke daselbst verlebt! — Mit den wärmsten Gefühlen des Danks werde ich mich stets dieser Momente erinnern, und wo mich auch mein Schicksal hin verschlagen mag, so werden doch weder Zeit noch Raum sie aus meinem Gedächtnis verwischen.

Hier war es, wo ich eines Tages Gelegenheit fand, einen Menschen zu sprechen, der auf mich den lebhaftesten Eindruck machte. Ich saß auf meiner Lieblingsbank, träumte und war glücklich. Indem ich so den See überblickte,

ward ich an dem disseitigen Ufer desselben einen Menschen gewahr, der mir durch seinen ungewöhnlichen Anzug die Neugierde einflößte, ihn genauer kennen zu lernen. Ohne lange zu überlegen, gieng ich den Berg hinunter und setzte mich, ungefehr zehn Schritte von ihm, auf die niedere Mauer, welche jenseits der Stadt, an der Strasse die nach Genf führt, den See einschliesst. Er hatte eine Art Ueberrock an, von blauem Zeuge, wie sie die Bauern in Polen sehr häufig tragen, lange weite Beinkleider von dem nehmlichen Stoff, und rund abgeschnittene Haare. Sein Anzug schien einen in Armuth versunkenen Unglücklichen anzudeuten, und der feine runde Hut, den er auf dem Kopfe hatte, sprach von dem ehemaligen Wohlstande seines Besitzers. Seine Gesichtsbildung war edel und regelmässig; ein schwarzes, feuriges Auge beschatteten dunkle Augenbraunen, die Nase war unmerklich gebogen, und der Mund verrieth Wiz und Laune. Aber auf dem Ganzen ruhte eine finstre Schwer-

muth, die an Menschenhaß und Verzweiflung grenzte. Er konnte es den Menschen nicht vergeben, die ihn durch ihre Ungerechtigkeiten ins Elend gestürzt, und schien mit allem gebrochen zu haben, was ihn an seine ehemalige glücklichere Lage erinnern könnte.

Einige Schritte von ihm lag auf einer Bank ein Knabe, der zu schlafen schien. Er war nach der Landesfitt gekleidet, und sein zarter Gliederbau verrieth eine nicht gemeine Abstammung. Auf einmal sprang er von der Bank auf und fieng an kleine Steine auf der Oberfläche des Sees hinzuwerfen. Jetzt erhob sich der Unbekannte, und hinkte, indem er mit der rechten Hand das rechte Knie hielt, nach der Bank hin. Dadurch war er mir um einige Schritte näher gekommen, und ich konnte ihn nun genauer beobachten. Ich weiß nicht, war es Vorempfindung, Instinkt, oder was es sonst gewesen seyn mag, ich hatte mir in den Kopf gesetzt, er müsse ein Pole seyn. Meine Neugierde war aufs höch-

ste gespannt, und ich beschloß, selbst wenn ich eine Unbescheidenheit begehen sollte, mir darüber Licht zu verschaffen.

Während ich dieses überlegte, übte sich der Knabe mit Steinwerfen, und zeigte eine nicht gemeine Geschicklichkeit darin. Ich nahm davon Veranlassung dem Vater — denn dafür hielt ich ihn — etwas schmeichelhaftes darüber zu sagen. Er antwortete nur einsilbig, und gab mir zu verstehen, daß es nicht sein Sohn sey. Nach einer kleinen Pause redete ihn der Knabe französisch an, und erhielt in der nehmlichen Sprache die Antwort. Ich glaubte an beiden einen fremden Accent zu bemerken, und beschloß mir Gewissheit darüber zu verschaffen. Kurz darauf fragte der Knabe etwas in deutscher Sprache, und es ward ihm in gebrochenem Deutsch, wie es Polen zu sprechen pflegen, geantwortet. Nun schien ich meiner Sache gewiß zu seyn, ob mich gleich von der andern Seite der Knabe dadurch wieder irre machte, daß er den Unbekannten

allezeit „mon tuteur“ nannte. Ich wagte es den Fremden auf polnisch anzureden, und erhielt zur Antwort: ich verstehe kein Russisch. Dieses be- stärkte mich in meiner vorgefassten Meinung, ich stand auf und setzte mich zu ihm auf die Bank.

Jetzt entspann sich zwischen uns beiden eine Unterredung, in welcher der Unbekannte nicht gemeine Kenntniss verrieth. Wir sprachen über Polen, über die letztere Revolution vom Jahr 1794 über seinen gegenwärtigen Zustand, und aus Allem, was er darüber sagte, leuchtete die richtigste Sachkenntniss hervor. Dieses und sein polnischer Accent ließen mich nicht einen Augenblick mehr an der Wahrheit meiner Vermuthung zweifeln, und sie gieng in Gewissheit über, als er mich fragte, ob ich nicht Lust hätte, mich nach Amerika einzuschiffen? Diesen Plan hatte Kosciuszko schon im Jahr 1792 in Anregung gebracht; mehrere seiner Freunde hatten beschloffen, ihm dahin zu folgen, und dort eine Kolonie zu bilden, wenn alle Mittel, Polen zu retten,

fehl schlagen sollten. Da ich wußte, daß dieser Plan nur wenig Polen bekannt sey, so befremdete mich diese Frage um so mehr. Ich gab mir Mühe zu entdecken, ob ich den Unbekannten nicht schon irgendwo gesehen hätte, und sei es nun, daß ich mich von meiner vorgefaßten Meinung hinreißen liefs, oder befand es sich wirklich so, es kam mir vor, als hätte ich ihn schon an einem andern Orte und unter andern Umständen gekannt.

Meine Antwort auf diese unerwartete Frage war zweideutig und ausweichend. Er bemerkte dieses, und brach die Unterredung davon sogleich ab, indem er mir einen armen Polen, der sich in Genf aufhalten sollte, sehr angelegentlich empfahl. Unterdeffen kam ein Wagen mit zwei Rädern, wie man sie in dieser Gegend zu haben pflegt, und mit einem Pferde bespannt, an. Der Knabe rief: *voilà notre chariot*; der Unbekannte stand auf, nahm seinen Hut ab und sagte: „*Je vous souhaite du succès et de la patience.*“

Man

Man half ihm auf den Wagen, der Knabe bemächtigte sich der Zügel des Pferdes, der Fuhrmann gieng neben demselben her, und sie fuhren langsam nach Genf zu. Ich stand wie versteinert da und sahe ihnen so lange nach, bis sie eine Krümmung des Weges vor meinen Augen verbarg. Unglücklicher, rief ich aus, dich hat das Elend schon dahin gebracht, daß du keinen Glauben mehr an Menschen Tugend hast; oder war es Stolz, der dich abhielt, dich mir zu entdecken? — Jedem andern Fremden würdest du dich vielleicht anvertraut haben, aber mit mir glaubtest du zurückhaltend seyn zu müssen. Ach! du weißt nicht, was ich für dich fühle, du weißt nicht, welche geheime Fesseln mich an dich näher wie an jeden andern Unglücklichen ketten. — Traurig und in tiefes Nachdenken über die abwechselnden Launen des Schicksals versenkt, kehrte ich zurück; des Menschen Leben schien mir eine ununterbrochene Kette von Wünschen und Hoffnungen; keine Erfül-

lung und wenig Genuß, ein ewiges Sehnen und
 sektene Befriedigung bringen uns unvermerkt dem
 letzten Gliede derselben näher. Am Grabe stehen
 wir still, blicken noch einmal rückwärts, und stei-
 gen mit Gleichgültigkeit in dasselbe hinab; denn,
 ach! auch bis dahin begleiten uns nie erfüllte
 Wünsche.

Der Schwermuth hingegeben, war ich bei
 meiner Lieblingsbank vorbeigegangen, ohne sie
 auch nur bemerkt zu haben. Als ich wieder zu
 mir selbst kam, befand ich mich jenseits der
 Stadt. Ich hatte, ohne es zu wissen, die Kasta-
 nienallee, die an den Mauern derselben hinführt,
 verfolgt, und der See und seine reizenden Ufer
 waren aus meinen Blicken verschwunden. Dafür
 aber bot sich mir hier ein anderes Schauspiel dar:
 der in blauen Nebel gehüllte Jura begränzt es
 im Hintergrunde, sein Haupt verliert sich in
 den Wolken, und auf demselben schimmert durch
 den luftigen Dunstkreis ein hellglänzender Schnee-
 teppich. Am Fuß desselben erheben sich Dörfer

und Schlösser, umgeben von Gärten und Weinbergen. Eins schließt sich an das andere an, Wiesen und Kornfelder wechseln mit denselben ab, und das Ganze bildet das reizendste Amphitheater. Disseits der Stadt, nach Lausanne zu, erhebt sich zwischen dem See und dem Jura Gebirge eine zweite Kette niederer Berge, und erstreckt sich bis nahe an Aubonne. Auf derselben wächst der beste Wein des Waatlandes, der von dem Namen dieses Gebirges *vin de la côte* heisst. Verfolgen Sie dasselbe bis an sein äusserstes Ende; Sie werden nichts als Weinberge auf demselben gewahr, die in dieser Jahrszeit einem Walde von dürren Bäumen gleichen. Am Fusse dieser Berge nur allein erblicken Sie einzelne Wohnungen oder auch ganze Dörfer, und Ihr Auge ruht mit Wohlgefallen auf dem ersten derselben, das sich Ihnen jenseits der Stadt Nion darbietet.

Vierter Brief.

Aus der Schweiz im April 1797.

Prangins ist von einem Ende des Sees bis zum andern bekannt; Prangins, die größte und reichste Baronie im Kanton Bern, zieht die Aufmerksamkeit jedes Reisenden auf sich, und wer sie und ihre Bewohner so genau, wie ich, kennt, muß mit Entzücken von derselben sprechen. Matthison hat den Wald von Prangins besungen, und dieser Gegenstand war seinem Dichtergenie angemessen; aber ich will Sie mit der Lage und den umliegenden Gegenden desselben bekannt machen, ich will vor Ihnen den Schleier aufheben, der die stillen häuslichen Tugenden bedeckt, die hier ihren Wohnsitz aufgeschlagen haben, und Sie werden meinen Enthusiasmus gerecht und billig finden, wenn Prangins Bild meiner Seele vor-schwebet.

Zwischen hohen Pappeln erhebt sich majestätisch das Schloß, der Sitz des Barons. Seine

Bauart ist solide und modern; und sein Umfang ein Beweis von Wohlhabenheit, Reichthum und Hospitalität. Ein geräumiger Vorhof führt Sie in das Innere des Schlosses. Sie übersehen die langen und hellen Gänge, die einfachen Zimmer und die Reinlichkeit und Ordnung die allenthalben herrschen; Ihr Blick dringt vorwärts, und Sie eilen des Schauspiels zu genießen, das sich Ihnen von der hohen Teraſſe des Schlosses darbietet. Hier finden Sie jeden Reiz, jede Schönheit der Natur, die Sie bis jetzt nur einzeln bemerkten, vereint; in stummen Genuß hingegossen ist es Ihnen unmöglich Ihre Gefühle in Worte einzukleiden; unbeweglich und sprachlos verliehren Sie sich in dem Anschauen derselben.

Wir hätten aber auch keinen bessern Zeitpunkt wählen können. Die Sonne neigt sich zu ihrem Untergange, noch strahlt sie in ihrer ganzen Majestät, aber bald wird sie sich hinter Bergen verlieren, und einzeln strahlen werden nur einzelne Gegenstände erheben. Jetzt ist die ganze

Bergkette, die sich von Lausanne bis ins Wallis erstreckt, erleuchtet. Sie können sehr genau diese im Auslande berühmte und von Fremden häufig besuchte Stadt erkennen. An dem Abhange des Berges bildet sie ein reizendes Amphitheater, und der Glanz der Sonne erhellt die dunkelsten Gegenstände. Weiterhin werden Sie Vevay gewahr, selbst Moutrou und das auf einer Erdzunge erbaute Schloß Chillon. Auch Villeneuve können Sie mit einiger Anstrengung entdecken und bis ins Wallis hineinblicken, wo Ihnen das scheinbare Berühren zweier Alpenketten jede weitere Aussicht verbietet.

Die Sonne hat sich gesenket, nur Savoyen ist noch erleuchtet, da hingegen Dunkelheit die vorher erhellten Gegenden bedeckt. Vevay gegenüber erblicken Sie die Felsen von Meillerie; sie sind öd' und Schrecken einflößend, ihre äußersten Spitzen scheinen die Oberfläche des Sees zu berühren, und in ihre Klüfte dringt nie ein Strahl der wohlthätigen Sonne. Ein St. Preux konnte

sich nur allein auf denselben gefallen, und die Verzweiflung ihm den Gedanken einflößen, dort seine Wohnung aufzuschlagen. Hier hat der Zahn der Zeit, der Alles zerstöhret, der Clarens verändert, und Iuliens romantische Anlagen verwüßt, umsonst seine auflösende Kraft angewandt; die Felsen trotzen seiner Gewalt, und die genaue Uebereinstimmung der Natur mit der Beschreibung welche uns Rousseau mit so anziehendem Interesse davon gegeben hat, ist ein sicherer Beweis seiner Ohnmächtigkeit. — Thonon und Evian scheinen im Feuer zu stehen, und alle Schlösser und Dörfer gegen Genf hin, sind in ein Licht gehüllt, dessen abwechselnde Farben dem Auge das mannigfaltigste Schauspiel gewähren.

Aber bald verändert sich die Scene; der Glanz der die jenseitigen Ufer umstrahlte, verliert sich allmählig; einzelne Flecken sind nur erleuchtet, und dunkle Schatten ruhen auf den übrigen Theilen der Landschaft. Jetzt ist die Sonne ihrem gänzlichen Verschwinden nahe, schon

ist ihre blendende Scheibe hinter Bergen verborgen, und nur einzelne Strahlen dringen hervor und erregen dieses optische Schauspiel. Je tiefer sie sinkt, je schneller wechselt die Erleuchtung der Küste, bis sie endlich sich ganz verliert, und an den Spitzen der Berge nur noch fort dauert. Die Kette der Alpen vom Wallis an bis gegen Genf hin ist nun erleuchtet, eine Feuer-röthe umgiebt ihre höchsten Gipfel, und hell-schimmernd ragt über alle der mit ewigem Schnee bedekte Mont - blanc hervor. Endlich umhüllen auch sie Schatten der Nacht, und der Mont - blanc nur allein giebt die Strahlen der Sonne, die sein weißes Haupt berühren, lange nach ihrem gänzlichen Verschwinden zurück.

Tiefe Stille ruht auf der Natur, kein Laut ist zu vernehmen, und was einen Augenblick vorher uns mit Entzücken erfüllte, scheint jetzt ins Nicht-seyn versunken, und der Ruhe des Grabes übergeben zu seyn. Ein kühles Lüftchen das von Savoyen her Sie anweht, weckt aus sanfter Me-

lancholie Sie auf; der See wird bewegt, seine Fluthen steigen empor, peitschen die Ufer, und dumpfes Gemurmel unterbricht die weit verbreitete Todenstille. Diese Erscheinung ist der gewöhnliche Vorbote eines neuen Schauspiels, welches nicht weniger entzückend als das vorhergehende ist. Ienseits der Alpen röthet sich der Horizont von neuem, Sie glauben es einem zurückgebliebenem Sonnenstrahl zu zuschreiben, und es ist Ihnen unbegreiflich, wie er sich so lange habe verbergen können.

Die allmählig heraufsteigende Scheibe des Mondes reißt Sie bald aus Ihrem Irrthume; Ihr Auge ruht ohne Ermüdung auf derselben, und Sie können dieses in seiner Art einzige Schauspiel nicht genugsam bewundern. Auf den See reflektiren die Strahlen des Mondes wieder, und bilden eine Feuerfäule von einem Ufer bis zum andern. Die Form und Gestalt der Spitzen der Berge, hinter welchen er empor steigt, drücken sich auf der Oberfläche des Sees ab; sie ist bald

kegelförmig, bald säulenartig; die aufgeregten Fluthen unterbrechen und stellen sie wieder her, und sie verliert sich endlich ganz, wenn er in majestätischer Gröſſe ſich über der Alpen Gipfel empor geſchwungen hat. — Nun legt ſich der kühle Wind, der Ihnen nach einem heißen Tage Erquickung zuwehte, der See wird ruhig, ſeine Oberfläche ebnet ſich, und der aufmerkſame Schiffer ſpannt ſeine Seegel wieder aus, und gelangt ſanft ſchaukelnd an den Ort ſeiner Beſtimmung. In ruhiger Stille verfolgt der hellglänzende Mond ſeine Bahn, ſein blaſſes Licht erleuchtet nur unvollſtändig die Gegenſtände und die aufgeregte Phantaſie des Furchtſamen, ſieht ſich von allen Seiten mit Schreckenbildern umgeben.

Dieſes Schauspiel habe ich in ſchönen Frühlings - und Sommerabenden ſehr oft genoſſen. Nach dem Thee ſetzten wir uns gewöhnlich auf die Terraſſe, ſahen den Vorübergehenden nach, begleiteten mit unſern Blicken diejenigen, die

wir als unsere Bekannte erkannten, verfolgten den abgematteten Landmann in seine niedere Hütte, und brachen nicht eher auf, als bis das Dunkel der Nacht seinen schwarzen Vorhang herabsenkte. — Zur Seite des Schlosses ist ein geräumiger Plaz, der mit Linden und andern Bäumen besetzt ist. Dort versammeln sich des Sonntags die jungen Leute der Stadt und des Dorfes, und vertreiben sich die Zeit mit Spielen und Leibesübungen. Niemand stört sie in ihren Vergnügungen, die Promenade steht jedermann offen, und Städter und Landleute haben ein gleiches Recht auf den Genuß derselben.

Dicht an derselben läuft ein Weg hin, der ins Dorf führet, und jenseits derselben ist die Besitzung eines Deutschen, der seit dreißig Jahren schon dieses schöne und glückliche Land bewohnt. Eine grüne Gartenthür führt in den Garten, der klein, aber reizend und angenehm ist. An dem Abhange des Berges, auf welchem er angelegt ist, hat man die nehmliche Aussicht,

wie auf der Terrasse des Schlosses. Sie ist vielleicht nicht soweit ausgedehnt, aber sie ist unendlich ländlicher und romantischer, und das einfache Landhaus, das im Hintergrunde steht, und die niedere Bauerhütte, die fast an dasselbe anstößt, machen das Ganze zur reizendsten Landschaft, so wie sie das glücklichste Genie des Mahlers nur immer erfinden kann. — Hier ist es, wo ich manche frohe Stunde verlebte, wo ich im Schoos der Freundschaft glücklich war. Ich war von Mismuth und Unzufriedenheit gepeitscht, als ich hieher kam; mein Blut wallte mit Ungestüm in meinen Adern, mein aufgeregter Geist strebte nach Befriedigung, und fand sie nicht, und ich stand in Gefahr zwischen den Klippen zu scheitern, zwischen welche ich mich muthwillig gewagt hatte. Da erschienst du mir, würdiger Freund, öffneteest mir dein Haus, und lehrtest mich wahren Lebensgenuss. Wochen und Monate flossen mir wie Tage dahin, mit philosophischer Gleichgültigkeit sah ich dem Getümmel der

Welt zu, der Sturm hatte sich in meinem Innern gelegt, Ruhe und Heiterkeit waren in mein Herz zurückgekehrt, und ich vergafs am Arm der Freundschaft, und in dem Schoofs der lebenswürdigsten Familie Alles was sonst Reiz für mich gehabt hatte.

Ich würde dich hier nennen, edler Freund, aber deine Bescheidenheit würde erröthen, wenn ich deinen Namen unter das Gemählde setzte, das ich von dir und deiner Familie aufgestellt habe. Wohlthun ohne Geräusch, Recht üben aus dem Bewustseyn der Pflicht, und der Tugend opfern ohne Aufsehn zu erregen, dieses ist dein Bild, das Bild eines Biedermannes, das tief in mein Herz eingegraben ist. — Warum mußte ich dich verlassen? — Warum nicht an deiner Seite in glücklicher Unbekanntheit und stiller Ruhe meine Bahn durchwandeln? — Ach! eine unsichtbare Hand schwebet über mir und leitet mein Geschik. Unwillkührlich folge ich dem Schiksale, das meine Schritte lenket, und danke

dem Zufall, wenn er mich Menschen, die dir gleichen, entgegen führet. Mit Freuden errichte ich ihnen ein Denkmahl der Freundschaft und Erkenntlichkeit, präge es tief in mein Herz ein, und bewahre es bis zu jenem Augenblicke, wo die Vernichtung unsere Substanz in ihre ersten Bestandtheile wieder auflöset.

Das Dorf Prangins ist so wie alle Dörfer im Waatlande, schlecht und unregelmäßig gebauet. Die Gemeinde ist reich, aber die einzelnen Einwohner sind arm und können nur wenig zurücklegen. Dieses ist der Fall an dem ganzen Ufer des Sees, und eine natürliche Folge des abwechselnden Ertrags der Weinberge. — Die zur Baronie noch gehörigen Dörfer sind reicher, und ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich zur Ursache davon den Fleiß annehme, welchen sie auf den Getreidebau verwenden. Die Lebensmittel würden im Waatlande viel wohlfeiler seyn, wenn es weniger Weinberge gäbe. Einzelne Partikuliers gewinnen allein dadurch, aber

das Ganze leidet unendlich darunter, und würde ohne die Zufuhr aus Frankreich unmöglich bestehen können. Der Weinbau ist nur dann einem Lande vortheilhaft, wenn der Wein von vorzüglicher Güte, sehr reichhaltig ist, und selten misräth. Dieses ist keinesweges der Fall im Pays de Vaud. Die französischen Weine sind besser als die schweizerischen, sie sind in größerer Menge zu haben, und würden, wenn die Einfuhr erlaubt wäre, nicht höher als die Landweine zu stehen kommen.

Den Weinbergen, die sie allenthalben erblicken, ist es zuzuschreiben, wenn das Brod nicht wohlfeil, und die Fütterung außerordentlich kostbar ist. Daher kommt es, daß Butter und Käse ungewöhnlich theuer für ein Land sind, das wegen dieser Produkte im Auslande berühmt ist. In den Thälern wird den ganzen Sommer hindurch kein Käse gemacht, und die frische Butter ist so selten, daß man auf deren Gebrauch in den meisten Familien Verzicht gethan hat. Wer Kühe hat und keine Fütterung, verpachtet sie die

Sommermonate auf die Berge. Dort treffen Sie auf einzelnen Bergen des Jura Heerden von mehreren hundert Kühen an, die ohne Wächter auf den reichsten Triften weiden. Zu gewissen Stunden des Tages stellen sie sich bei den Sennhütten ein, und werden gemolken, und kehren alsdenn wieder auf die Weide zurück. Hier ist es, wo die guten Käse gemacht werden; der Handel davon ist einträglich, und geht meistentheils nach Frankreich. Im Herbst kommen die Kühe wieder von den Bergen herunter, und werden ihren Besitzern abgeliefert. Tiefer Schnee bedeckt jetzt die reichsten Triften, und es ist selten, wenn ein Pächter mit dem ihm zugehörigen Vieh den Winter auf denselben zubringt.

Auf einer Wiese, nahe am See, werden Sie eine kleine Heerde gewahr, die dort kaum ihren nothdürftigen Unterhalt findet. Sie gehört auf das Schloß, und wirft nicht mehr ab, als die Bedürfnisse des Hauswesens nothwendig erfordern. — Das Wäldchen, das sich längs dem See
hin-

hinzieht, ist der von Matthiffon genannte Götterwald Prangins. Es ist ein englischer Garten, welchen die Natur angelegt und gepflegt zu haben scheint. Breite Alleen und schlängelnde Fußsteige durchkreuzen ihn nach allen Richtungen; dunkle Grotten und stark belaubte Eichen und Buchen schützen vor der brennenden Sonnenhitze; kein neugieriges Auge verfolgt den einsamen und seinen Träumereien hingeebenen Wanderer; kein vorwitziger Horcher lauscht ihm die Geheimnisse seines Herzens ab; die girrende Turteltaube und das Wehklagen der Nachtigallen trifft allein sein Ohr, und von ihm hängt es ab, sich an dem hohen Ufer des Sees oder unter reichbehangenen Kastanienbäumen, und zwischen dickem Gebüsch zu lagern. — Befäße ich in der Nähe dieses Waldes eine kleine aber gemächliche Hütte, könnte ich meine Freunde um mich dort herum versammeln, theilten Sie meine Einsamkeit mit mir, und stöhrte mich nichts in dem Genuße ländlicher Ruhe und glücklicher Unbe-

kanntheit; so würde ich der Gottheit dieses Hains
 einen Altar errichten, ihr täglich darauf opfern,
 und mein ganzes Leben dem Dienst derselben
 weihen. — Aber tout manque à qui veut tout
 avoir, und um nicht Alles zu verlieren, thue ich
 lieber Verzicht auf ein Glück, das Götter mir
 beneiden würden. Wer weifs, beuge ich nicht,
 durch diese Hingebung, des Schikfals unerbitt-
 liche Strenge.

Fünfter Brief.

Aus der Schweiz im April 1797.

Sie kennen nun den reizendsten Theil des Waatlandes, und wenn ich in der Beschreibung desselben fortfahren, und Sie längs den Ufern des Sees, bis Neustadt hinführen wollte, so würde ich Sie nur durch Wiederholungen ermüden. Die schönsten Gegenden haben Sie mit mir durchwandert, denn von Nion an ist die Landschaft zwar gröfser, und der Gesichtskreis weit ausgedehnter, aber weniger romantisch und abwechselnd. Es bleibt mir nur noch übrig, sie mit den Sitten und der Lebensart der Einwohner bekannt zu machen, und ich bin bereit, ihnen meine gemachten Bemerkungen, ohne mich in Details einzulassen, darüber mitzutheilen.

Der Unterschied zwischen den Sitten und der Lebensart in Genf und Lausanne, ist wenig auffallend. Der Genfer ist Republikaner und der Einwohner des Waatlandes, obgleich dem Kan-

tone Bern unterworfen, nicht minder frei und unabhängig. Die Regierung, so verschieden sie auch in beiden Staaten ist, hat daher nur einen unmerklichen Einfluss auf die Denkungsart der Einwohner, denn was die einen in der Wirklichkeit sind, das bilden sich die andern ein zu seyn, und der Berner Unterthan ist in keinem Stücke geneigt dem Genfer freien Bürger den Vorrang einzuräumen. Wenn man sie also mit einander vergleicht, so wird man keinen beträchtlichen Unterschied zwischen ihnen gewahr, und man muß jeden einzeln betrachten, wenn man die Vorurtheile kennen lernen will, die ihnen im Verhältniß mit ihres Gleichen, oder mit ihren Nachbarn eigen sind.

In Genf herrscht eine Aristokratie der Reichtümer und der Familien, wie man sie weder in Petersburg noch in Wien findet. Es ist unbegreiflich, wie eine sonst aufgeklärte Nation auf gewisse Dinge einen so hohen Werth legen konnte, daß sie dadurch in den Augen des Philosophen

gewissermassen lächerlich wird. Hier geben nicht Titel und Würden, nicht Adelsbriefe und vom Staub zerfressne Pergamente, nicht dem Staat geleistete Dienste oder Kenntnisse und Gelehrsamkeit, das Recht ein Aristokrat zu seyn, und sich durch alle dieser Kaste eigenthümliche Lächerlichkeiten auszuzeichnen; sondern der Reichthum, gewisse alte Familiennahmen, und vorzüglich das Quartier der Stadt, welches man bewohnet, berechtigen allein zu dergleichen armseligen Anmassungen. Wer in Genf von seinen Renten leben kann, irgend eine Stelle im Staat bekleidet, und in dem obern Theile der Stadt (dans le haut) entweder ein eigenes Haus besitzt, oder auch nur zur Miethe wohnt, der wird zur Noblesse gezählet, ist ein Aristokrat, und verachtet alles, was Kaufmann, Künstler oder Fabrikant ist, und in dem untern Theile der Stadt oder an der Rhone lebet. Es ist unmöglich sich einen richtigen Begriff von der Lächerlichkeit dieser Menschen zu machen, man muß sie gesehen, sie ge-

nau beobachtet haben, um die Möglichkeit solcher Thorheiten wahrscheinlich zu finden.

Diesen Ausschweifungen der Aristokraten, ihrem entsetzlichen Stolze, und der Verachtung, mit welcher sie die arbeitende Klasse ihrer Mitbürger behandelten, können die in Genf vorgefallenen Revolutionen größtentheils zugeschrieben werden. Aber eben so wenig wie die französischen Aristokraten durch die Revolution gebessert worden sind, eben so wenig sind es auch die Genfer. Sie lassen sich nie herab jemanden, der im untern Theile der Stadt wohnt, zu besuchen; sie wollen niemand dort kennen, selbst wenn es ihre Verwandten sind; ihre Gesichtszüge verlängern sich merklich wenn man ihnen davon spricht, und es kostet ihnen die größte Ueberwindung, wenn sie ihre Geschäfte nöthigen, in den untern Theil der Stadt herab zu steigen. — An sie schließt sich eine andere Klasse Bürger an, die an dem Abhange des Berges wohnen, und die aus Gelehrten, Künstlern und Wechslern besteht.

Sie sind in ihrer Art nicht weniger Aristokraten, verachten alles was unter ihnen ist, und sinnen unaufhörlich auf Mittel, sich mit der ersten Klasse wo möglich zu verbinden.

Dieselben aristokratischen Abstufungen, aber nach andern Prinzipien, finden in Lausanne und im Pays de Vaud statt; hier machen die alten adlichen Familien die erste Klasse der Aristokraten aus, und wo sie, so wie in Lausanne, in großer Anzahl vorhanden sind, um eine besondere Gesellschaft formiren zu können, da wird kein Bürgerlicher zugelassen. Da die Berner Regierung gar keinen Unterschied der Stände im Waatlande anerkennt, da der Adel gar keine Vorrechte genießt, und es nur zwei Klassen von Einwohnern giebt, freie Bürger der Stadt Bern und Unterthanen des Kantons, so sind seine Anmassungen eben so lächerlich, wie die der Genfer Aristokraten. Die Berner Bürger nur allein genießen reelle Vorzüge im Staate, und man könnte es ihnen weit eher vergeben, wenn sie sich über

diejenigen, die ihre Unterthanen sind, gewisse Vorrechte herausnehmen, aber das thun sie nicht, man kann ihnen im gemeinen Leben den Vorwurf der Aristokratie nicht machen, sie sind bescheiden und ohne alle Anmassungen, und der Stolz der Adlichen ist ihnen eben so unerträglich, wie allen andern Klassen von Einwohnern. — In den kleinen Städten, wie Nyon, Roll, Morges und andere, ist der Adel gezwungen sich mit den Bürgerlichen zu vermischen; dieses hält ihn aber nicht ab, seine Herablassung fühlbar zu machen, und die adlichen und nicht adlichen Aristokraten sind auf keine Weise zu bewegen, mit ihren Mitbürgern, den Kaufleuten und Künstlern, eine Gesellschaft zu formiren.

Daher kommt es, daß in allen diesen Städten so viel verschiedene Gesellschaften anzutreffen sind. Man kann an einem Abend drei, vier besuchen, und man wird in jeder derselben andere Personen finden. Diese Scheidewand, welche die Zeit und das Vorurtheil errichtet haben,

ist so fest, daß alle Anstrengungen, sie zu durchbrechen, vergeblich gewesen sind. Es ist niemand von einer gewissen Klasse erlaubt, sich mit einem andern zu verbinden, man muß sich nothwendig für die eine oder die andere ausschließlich erklären, und weder Verheirathungen noch Verwandtschaften berechtigen, zwei verschiedene Gesellschaften zu gleicher Zeit zu besuchen. Selbst den Fremden gesteht man nicht immer dieses Vorrecht zu, und sie müssen oft wider Willen dem Vorurtheil des Landes nachgeben.

Dieses ist die einzige lächerliche Seite, welche ich an den Genfern und den Einwohnern des Waatlandes zu tadeln finde; wenn man sich darüber hinweg setzen kann, so wird man durch ihre Gastfreundschaft, ihre zuvorkommende Freundlichkeit, und durch ihr freies und unbefangenes Wesen mehr als doppelt dafür entschädigt. Da die Erziehung in diesem Theile der Schweiz beinahe fast durchgängig die nemliche ist, und die Einwohner sich entweder mit dem Handel oder

der Landwirthschaft abgeben, so entsteht dadurch eine gewisse Uebereinstimmung in den Sitten und der Lebensart, die sich von einem Ende des Sees bis zum andern erstreckt. Die Männer, nachdem sie ihre Schulstudien vollendet, widmen sich entweder dem Kommerz oder den Wissenschaften, oder treten, wie sonst sehr häufig der Fall war, auf einige Jahre in fremde Militärdienste. Dadurch werden sie in den Stand gesetzt, die Sitten und Gebräuche in andern Ländern kennen zu lernen, und kommen mit mancherlei Kenntnissen bereichert, in ihr Vaterland wieder zurück. Hier widmen sich die meisten dem Landbau, andre dem Handel, und wenige sind so reich, daß sie, ohne alle Beschäftigung, von ihren Renten leben können.

Die Mädchen verlassen selten oder nie ihren Geburtsort. Ihre Erziehung ist äußerst sorgfältig, sie lernen alle weibliche Arbeiten und Beschäftigungen; mahlen, zeichnen und Musik werden zu einer guten Bildung gerechnet; man

läßt es sich sehr angelegen seyn, ihren Kopf durch eine ausgefuchte Lektüre und reelle Kenntnisse aufzuklären und vernachlässiget, wie es mir geschienen, einzig und allein die Bildung des Herzens. Daher kömmt es, daß sie grösstentheils sehr angenehme Gesellschafterinnen sind, viel Wiz und Belesenheit haben, aber die Sprache des Herzens selten verstehen. Sie heischen Bewunderung und lassen das Herz kalt, sie überzeugen aber rühren nicht, und deklamiren schön und mit Feuer, wo ihnen die Fülle des Gefühls jeden Ausdruck versagen sollte. Sie geben nichts destoweniger vortrefliche Gattinnen und gute Mütter ab, das Beispiel und die Gewohnheit machen sie zu beiden, und das Phlegma ihrer Männer begnüget sich mit der Wirkung, ohne der Ursache nachzuspühren.

Aus diesen Elementen ist die gute Gesellschaft im Waatlande zusammengesetzt. Sie können sich leicht denken, daß sie für Fremde und Einheimische unendlich viel Reiz haben muß. Ein Rei-

sender, der durch seinen guten Ton, seinen Namen, oder, was hier noch mehr gilt, durch Kenntnisse und Wissenschaften sich empfiehlt, wird in allen Gesellschaften die beste Aufnahme finden. Freilich wird er anfangs eine unbedeutende Rolle in denselben spielen, aber da man ihm in allen Stücken zuvorkommt, so kann er sehr leicht sich in den Ton derselben finden lernen. Die Gesellschaften sind hier nach dem Alter und dem Gegenstand der Beschäftigung unterschieden. Die jungen Mädchen und Männer bilden einen eignen Zirkel, und versammeln sich gewöhnlich des Sonntags ohne alle Aufsicht der Mütter. Dadurch lernen sie sich untereinander genau kennen, schliessen Freundschaften fürs Leben, gewöhnen sich bei Zeiten an den Umgang mit Männern, und entgehen der Versuchung, zu welcher die Abgeschiedenheit von denselben so oft Veranlassung giebt. Man hat kein Beispiel das je Unordnung daraus entstanden wäre, und diese weit ausgedehnte Freiheit, die in jedem andern Lande

nachtheilige Folgen haben würde, bringt hier grade die entgegengesetzte Wirkung hervor. Dieser Einrichtung und der Kälte der Weiber im Allgemeinen, kann man noch den Ueberrest der guten Sitten, der sich hie und da erhalten hat, zuschreiben. Ihre Neugierde und die Sinnlichkeit werden durch nichts in Bewegung gesetzt, und die Gewohnheit wirkt unvermerkt, aber kräftig und stark, auf ihr sittliches Betragen.

So wie die jungen Leute, so haben auch ihre Eltern eigne geschlossenen Gesellschaften; sie bestehen, nach dem Alter, aus den vorhergehenden Generationen, und enthalten meistens die nehmlichen Personen, die in jüngern Jahren die Sonntagsgesellschaft ausmachten. Außer diesen giebt es fast alle Tage in der Woche noch besondere Gesellschaften, in welchen die Alter und die Zirkel vermischt sind. Man spielt in denselben, liest, tanzt, oder sucht sich die Zeit mit Musik und andern Unterhaltungen zu vertreiben. Im Sommer geht man gewöhnlich nach dem

Thee spazieren, im Winter greift man zu den Karten, die hier, als Zeitvertreib betrachtet, den ersten Plaz einnehmen. Wenn man noch ein besonderes Herzensinteresse beim Spiel hat, so ist nichts angenehmer, als sich mit denjenigen Personen, für die man etwas fühlt, an dem nehmlichen Spieltische vereinigt zu finden. Hierauf wird auſſerordentlich geſehen, daß man in der Anordnung der Spielparthien nicht Perſonen zuſammen bringt, von denen es bekannt iſt, daß ſie nicht mit einander im beſten Vernehmen ſtehen, und ein ſolches Vergehen, wenn es auch nur aus Unachtfamkeit geſchieht, wird ſelten vergeben oder vergeſſen. Die Frau vom Hauſe hat daher keine kleine Mühe, die Parthien gehörig anzuordnen, da aber nichts vorfällt, was nicht ſogleich unter allen Mitgliedern einer Geſellſchaft bekannt würde, ſo darf ſie nur dem allgemeinen Ruf folgen, und ſie kann gewiß ſeyn, keinen Fehler zu begehen. Man weiß ungeſehr allezeit, welchem Mädchen oder welcher Frau ein junger

Mann den Hof macht, und bringt man diese nur an dem nehmlichen Spieltisch zusammen, so ist weiter kein Misvergnügen zu befürchten.

Im Sommer werden sehr häufig Parthieen aufs Land gemacht, oder Wasserfahrten angestellt. Im Winter wechseln Bälle, Konzerte und Schauspiele mit den gewöhnlichen Gesellschaften ab. Zu den Bällen machen in Genf und an andern Orten die Frauenzimmer nur allein die Subscription, und laden die Männer dazu ein. Die Konzerte werden meistens von Liebhabern gegeben, und seitdem in Genf keine Schauspielgesellschaft mehr ist, so sind auch dort, wie im ganzen Waatlande, Liebhabertheater errichtet worden. Diese haben überhaupt seit einigen Jahren so sehr über Hand genommen, daß man deren in allen Städten, selbst in Dörfern, antrifft. Würden Sie es wohl glauben, daß den letzten Winter in Nyon und Prangins auf drei verschiedenen Liebhabertheatern Vorstellungen gegeben worden sind? Ich selbst habe zu einer von den drei Ge-

gesellschaften gehört, und wenn die Wahl der Stücke für die Güte eines Theaters spricht, so müssen der Barbier von Sevilla, les folies amoureuses von Regnard, Cephise, la serva padrona von Pergolese, und mehrere diesen ähnliche, nothwendig eine gute Meinung von denselben beibringen.

Dieses sind ungefehr die vorzüglichsten Vergnügungen, welche die Einwohner an den Ufern des Genfer Sees den Fremden anzubieten im Stande sind. Wer auf prachtvolle und rauschende Belustigungen zählt, wird, außer in Lausanne, schwerlich an irgend einem andern Orte seine Rechnung finden. Aber wer Herz und Gefühl für unschuldige Freuden hat, wer nicht ganz abgestumpft gegen die sanften Eindrücke der Natur ist, und Gastfreundschaft, Gradheit, einen offenen und freien Biederfinn, und stille Tugend zu schätzen weiß, der gehe in Pays de Vaud, und er wird dort beisammen finden was er in andern Ländern nur einzeln antreffen kann. Hier lebt,
von

von allen Seiten von hohen Gebirgen umgeben,
 ein Volk im Schoosse des Friedens und ist glücklich;
 der Donner der Kanonen verhallt an den steilen
 Felsen, und dringt nicht bis zu ihm hindurch;
 mitten im allgemeinen Sturm, der alle seine Nach-
 barn ergreift, genießt es der Ruhe, freut sich
 seines Daseyns im Stillen, und weiß sein Glück
 zu schätzen.

Sechster Brief.

Aus der Schweiz im April 1797.

An E. v. D.

Unser Briefwechsel, Freund, wird, fürchte ich, durch meine Reise nach Frankreich, einige Zeit unterbrochen werden; aufhören soll er aber nicht, denn fähe ich dieses voraus, ich würde lieber meinen Plan aufgeben, und hier in der Schweiz meinen Freunden und den schönen Wissenschaften zu leben fortfahren. Sobald ich in Paris angekommen seyn werde, erhältst Du Nachricht von mir, und bis dahin bedienst Du dich der Adresse, die ich Dir vor einiger Zeit gegeben habe.

Es kömmt mir hart an, ein Land zu verlassen, das ich aus mehr als einer Rücksicht lieb gewonnen habe. Alles vereinigt sich hier einem das Leben angenehm zu machen, und während in Frankreich, Deutschland und Italien der Gott des Krieges, der Zwietracht und der Verfolgungs-

sucht seine Fackel schwingt, ruht man in der Schweiz unter dem Schutze der Gesetze, im Schooße des Friedens, den eine gemäßigte Freiheit noch schätzenswerther macht. Keine Requisitionen, keine Kontributionen und Kriegssteuern bringen hier den Landmann an den Bettelstab; Gewalt und Willkühr entscheiden nicht über das Leben und die Freiheit der Bürger; Denunziationen und Verläumdungen sind ohne alle Wirkung, und den Despotismus der Gesetze oder einzelner Machthaber kennt man nur den Klagen nach, die aus Frankreich und Deutschland hier zusammentreffen.

Die Nachwelt wird es kaum begreifen können, wie es möglich gewesen ist, daß die Schweiz mitten in dem allgemeinen Aufruhr, der an ihren Grenzen alles niederriss, ihre Ruhe, ihre Neutralität und ihre Verfassung hat behaupten und erhalten können. Man kann sich unmöglich einen richtigen Begriff davon machen, wenn man nicht das Betragen der verschiedenen Regierungen der

Eidgenossenschaft in der Nähe beobachtet hat. Zürich besonders hat sich in den kritischen Momenten mit einer Weisheit und Klugheit betragen, die seinen Magistratspersonen die grösste Ehre macht. Ohne die Ruhe des Ganzen aufs Spiel zu setzen, sprach dieser Kanton mit Würde und Nachdruck wenn es die Umstände erforderten, wich nicht einen Zoll breit von seinem einmal angenommenen System ab; betrug sich gegen alle seine Nachbarn mit gleicher Unpartheilichkeit und Gerechtigkeit, und wenn es der Nothwendigkeit nachgeben musste, so geschah es ohne Zwang, ohne Widerwillen zu bezeigen, und ohne seiner Ehre das geringste zu vergeben. Mit welchem Befremden hört man denn von Mishelligkeiten im Innern dieses Kantons, da der Charakter der Regierung, in Rücksicht auf äussere Verhältnisse, sich in dem eben benannten schönen Lichte zeigte.

Das vortrefliche Beispiel der Zürcher Regierung ist in dem Lauf der französischen Revolu-

tionen, von einigen andern Kantonen nicht allezeit nachgeahmt worden. Einige Ortschaften glaubten sich der in Frankreich unterdrückten Religion annehmen zu müssen; die ausgewanderten Priester und Adlichen erfüllten sie mit einem geheimen Abscheu gegen die französischen Machthaber; ihre eignen Grundsätze standen mit den neu aufgestellten Prinzipien zu sehr im Widerspruch, als dafs an eine Näherung zu denken gewesen wäre, und mehrere Kantone liefsen sich dadurch zu Schritten verleiten, die höchst unvorsichtig, und gegen alle Regeln der gesunden Politik waren. Ein kleiner Staat, wie die Schweiz, kann bei den Streitigkeiten der Grofsen nur durch Mässigung, und durch gar keine Art der Theilnahme an denselben, seine Unabhängigkeit behaupten, und da seine grösste Schutzwehr in seiner Schwäche, und in der strengsten Beobachtung der Grundsätze des Völkerrechts besteht, so mufs er alles sorgfältig zu vermeiden suchen, was diesen zuwider ist, und der einen oder

andern Parthei Veranlassung zu Klagen geben könnte.

Es ist gar keinem Zweifel mehr unterworfen, ob es vortheilhafter für die Schweiz gewesen wäre, sich in den Krieg zu mischen, oder ihre angenommene Neutralität zu behaupten. Der Erfolg hat für das letztere entschieden, und wenn auch dieses noch zweifelhaft wäre, so lehret doch die gesunde Politik, daß ein kleiner Staat, wenn er sich in die Streitigkeiten seiner mächtlern Nachbarn mischet, allemal dabei verliert, seine Parthei mag siegen oder unterliegen. Dieses wufste man in der Schweiz sehr gut, und dessen ungeachtet lieb man hie und da den Ausgewanderten ein geneigtes Ohr, und glaubte ihren prahlerischen Anregungen.

So entgieng dieser kleine Staat auf die glücklichste Weise von der Welt, den Gefahren und Ungewittern, die alle Augenblicke über ihn herein zu brechen drohten. Die kriegführenden Mächte respektirten sein Neutralitätssystem, und

zu ihrer Ehre sei es gesagt, vergriffen sich nicht an einem Volke, das ohne allen Ehrgeiz, in stiller Unbekanntheit die Früchte seines Fleisses ruhig zu genieffen wünschte. Auch seine innere Ruhe war durch keinen revolutionären Eifer gestört, und wenn hie und da sich Spuren davon zeigten, so lag die Schuld meist an einem gewissen panischen Schrecken, der zu Anfang der französischen Revolution sich aller Monarchen und Staatsmänner bemächtigt hatte.

Der Kanton Bern hat davon im Jahr 1791 durch die zu der Zeit im Waatlande ausgeübte Strenge ein auffallendes Beispiel gegeben, wie leicht eine Regierung zu falschen Maasregeln zu verleiten ist, wenn sie Fremdlingen und Verläumdern ihr Ohr leiht. Es giebt in der ganzen Schweiz gar keine glücklichern und freiern Unterthanen, als die Einwohner des Pays de Vaud. Sie genieffen alle Vorrechte der bürgerlichen Freiheit; haben ihre eigne Obrigkeit, erlegen beinahe gar keine Abgaben, und werden mit einer

Mäßigung und Weisheit regiert, die ihnen die Ausschließung von der Souverainität ganz unfühlbar machen. Der Landmann und der Bürger wissen auch dieses Glück zu schätzen, und würden um nichts in der Welt ihre gegenwärtige Lage vertauschen. Bloss einige Adliche, deren Ehrgeiz hier keine Befriedigung findet, sind mit der Verfassung des Landes unzufrieden, und bilden sich ein, daß wenn sie im Senate zu Bern Siz und Stimme hätten, das Land noch viel glücklicher seyn würde. Aber ihre Anzahl ist gering und unbedeutend, und die allgemeine Volksstimme ist mit Recht für die Beibehaltung der gegenwärtigen Verfassung. Revolutionen sind gewagte Experimente, die nie ohne großen Nachtheil gemacht werden können, und die elendeste Regierungsform ist bei weitem einer durch die Mitwirkung des Volks bewirkten gewaltamen Veränderung seiner politischen Verhältnisse vorzuziehen. Nur in Staaten, wo der Druk der Despotie den höchsten Gipfel erreicht hat, wo die

Willkühr des Beherrschers statt der Gesetze dient, wo dem Volke Glaubens- und Gewissensfesseln angelegt werden, und wo es mit einem Worte als Mittel und nicht als Zweck behandelt wird, da nur allein sind Revolutionen zu befürchten, und da muß der Despot in der geringsten Volksbewegung den nahen Umsturz seines Throns wahrscheinlich finden.

Aber in einem Lande, wo Freiheit, Sicherheit des Eigenthums, Gesetze, Ruhe und Ordnung herrschen, da gehören Revolutionen zu den unmöglichen Dingen. Hieran scheint aber die Berner Regierung nicht gedacht zu haben, als sie im Jahr 1791 Truppen ins Waatland marschieren ließ, um dort eine sogenannte Konspiration zum Umsturz der Verfassung in ihrem Entstehen zu unterdrücken. Mehrere Bürger von Rolle und der umliegenden Gegend hatten den 14. Juli durch ein öffentliches Mahl gefeiert, und bei demselben die Gesundheit Frankreichs getrunken, und ca ira gesungen. Ich will gerne zugeben,

daß sie ihr Enthusiasmus und der Wein, der ihre Köpfe erhitzt hatte, zu Schritten verleitet haben mag, die der Regierung in den ersten Augenblicken einige Unruhe erregen konnten; aber wenn man ihr Betragen mit unpartheiischen Augen betrachtete, so war es unmöglich, in demselben die Absicht eine Revolution zu bewirken, zu entdecken. Freilich war es für Spass zu viel, und für Ernst zu wenig, aber in einem Lande, wo öffentliche Volksfeste so gewöhnlich sind, da würde man viel zu thun haben, wenn man jede Ausschweifung bei denselben sogleich mit aller Strenge bestrafen wollte. Einige Häupter der Demokraten im Pays de Vaud können vielleicht wirklich den Plan gehabt haben, den Umsturz der gegenwärtigen Verfassung zu bewirken, aber da sie auf keinen Fall auf die Unterstützung des grossen Haufens zählen konnten, so waren alle ihre Bemühungen ohnmächtig, und fielen ins Abentheuerliche.

Allein der Berner Senat fand für gut, die Vorfällenheiten aus einem andern Gesichtspunkte

zu betrachten, und Strenge anzuwenden. Ich bin weit entfernt, ihm die Schuld davon allein zuzuschreiben, und glaube mich nicht zu irren, wenn ich sie auf die Rechnung der französischen Ausgewanderten schiebe. Diese unglücklichen Opfer veralteter Vorurtheile hatten um diese Zeit den ganzen Kanton überschwemmt, und betrugten sich mit einer Arroganz und Unverschämtheit, die alles gegen sie in Harnisch brachte. Sie bemächtigten sich besonders des Zutrauens der Regierung, umlagerten viele Magistratspersonen und Landvögte, und waren bemüht, durch ihre Intriguen die Schweiz zu Schritten zu verleiten, welche die Aufhebung des angenommenen Neutralitätssystems zur Folge gehabt haben würden. Da sie aber auf diesem Wege nichts ausrichten konnten, so suchten sie durch Verläumdung zu erhalten, was sie durch andere Mittel nicht hatten erreichen können. Sie gaben berufne und unberufene Spione ab, denunzirten Unterthanen als Demokraten und Jakobiner, sprachen das

Anathem über alle diejenigen aus, die ihren Un-
 sinn nicht billigten, oder ihre Ausschweifungen
 nicht gut hießen, und brachten die Regierung
 gegen ihre Unterthanen, und die Unterthanen
 gegen ihre Regierungen auf. An ihnen lag es
 gewiss nicht, wenn sie zu Anfange der französi-
 schen Revolution nicht in allen Ländern die Fak-
 kel der Zwietracht, der Uneinigkeit und der
 Verfolgungsfucht anzündeten, und eben dadurch
 die Völker zum Widerstand und Aufruhr reizten.
 In den meisten deutschen Staaten bewogen sie die
 Regierungen zu strengen Maasregeln, verleiteten
 sie zu ungerechten und höchst unvorsichtigen
 Schritten, und flößten ihnen eben das Mistrauen
 gegen ihre Unterthanen ein, das sie im gemeinen
 Leben zwischen den Familien, in welche man sie
 gastfreundschaftlich aufgenommen, gestiftet hat-
 ten. Ich könnte hier mehrere Thatfachen als
 Belege meiner Behauptungen anführen, aber da
 die Gefahr vorüber ist, und die meisten Regierun-
 gen von ihrem Irrthume zurückgekommen, und

Mäßigung und Gerechtigkeit an die Stelle der Strenge getreten sind, so glaube ich, ihr Unglück respektiren und ihnen all das Unheil verzeihen zu müssen, was sie, ausserhalb Frankreich, in politischer und moralischer Rücksicht gestiftet haben.

Da die französischen Ausgewanderten sich im Waatlande in grössrer Menge, wie in jedem andern Distrikte der Schweiz, niedergelassen hatten, so hatten sie sich hier den grössten Einfluß auf die Angelegenheiten des Landes zu verschaffen gewußt. Die vorgefallenen Unordnungen zu Rolle gaben ihnen den erwünschtesten Vorwand, die Regierung mit der Beforgniss einer möglichen Revolution zu schrecken, und an Ort und Stelle gerichtliche Untersuchungen darüber anzustellen. Diese ungewöhnliche Maasregeln machten, daß man die Gefahr für grösser hielt, als sie wirklich war, und das Volk konnte nicht begreifen, wie man ihm habe einen Vorsatz andichten können, welchen seine glückliche Lage und seine Denkungsart geradezu als offenbar unmöglich verwerfen mußten. Aus

den angestellten Untersuchungen erwies es sich auch, daß man die Gefahr viel zu sehr übertrieben: da man aber einmal sich ein strenges Ansehen gegeben hatte, so konnte man nicht umhin einige der schuldigsten oder unvorsichtigsten Personen mit dem Gefängniß und dem Exil zu bestrafen. Hiemit endigte sich ein politisches Schauspiel, das zu seiner Zeit viel Aufsehen in der Schweiz erregt hatte; das Volk fuhr fort seiner Obrigkeit mit treuer Anhänglichkeit ergeben zu bleiben, und die Beforgniß einer Revolution verschwand von dem Augenblicke an, als man auf die Verläumdungen der Ausgewanderten nicht mehr hörte.

Aber der Friede mit dem König von Sardinien, und die Abtretung Savoyens an Frankreich, erfüllten die Gemüther von neuem mit mehr gegründeten Beforgnissen einer Veränderung der politischen Verhältnisse des Pays de Vaud. Man wußte, daß einige von den Exilirten in Paris alles anwendeten, um Frankreich zu Pre-

tionen auf dasselbe zu bewegen; der in Italien gebliebene General la Harpe, aus Rolle, wurde als ein unschuldiges Opfer der Berner Aristokratie angesehen, und sein Vetter la Harpe suchte durch Schriften die französische Regierung zu Maassregeln zu reizen, die den Umsturz der gegenwärtigen Verfassung des Waatlandes nothwendig zur Folge gehabt haben würden. Doch auch dieses Ungewitter gieng vorüber, und der Kanton Bern versicherte durch kluge Mässigung seine Unabhängigkeit, die Integrität seiner Grenzen und das Glück und die Ruhe seiner Untergebenen. Der Genius der Schweiz scheint es sich überhaupt zum angelegentlichsten Geschäft gemacht zu haben, alle Stürme von derselben abzuwenden, die sie von Aussen und von Innen bedrohten.

Dieses sind die wichtigsten Ereignisse, welche sich während meinem Aufenthalt oder kurz vorher, in der Schweiz zugetragen haben. Da die Regierung nie etwas über ihre innern und äussern Verhältnisse bekannt macht, so erhält man mei-

stentheils nur unvollständige Zeitungsnachrichten über die Vorfällenheiten in der Schweiz. So sehr das Ausland dadurch verliert, so kann ich diese Politik doch nicht anders als loben; sie ist dem angenommenem Systeme der Schweiz völlig angemessen, und zeugt von dem Wunsch der Regierung, in stiller Unbekanntheit zu leben, und bei allen Welthändeln gänzlich vergessen zu werden. — Ich sage Dir nichts über die Bevölkerung, die Produkte und die physikalische Beschaffenheit derselben. Du kennst sie besser als ich, und wo Dir Dein Gedächtniß untreu wird, da darfst Du nur Fäsi's Geographie oder das erste beste Handbuch über die Schweiz nachschlagen, um Dir sogleich Gewissheit darüber zu verschaffen. — Eben so will ich es, wenn Du es anders zufrieden bist, mit meinen Bemerkungen über Frankreich halten und, ohne mich in historische oder geographische Untersuchungen einzulassen, Dich bloß mit dem gegenwärtigen Zustand der Dinge bekannt machen. Ich nehme gute Empfehlungen

pfehlungen nach Paris mit, und hoffe, vermöge derselben mit den wichtigsten Personen in Verbindung zu kommen; entsprechen sie meinen Erwartungen, so will ich sie Dir schildern, verlieren sie sich aber unter der Menge, so soll mich ihr ephemerischer Schimmer nicht verleiten, Dich mit ihnen näher bekannt zu machen.

Vergiß nicht, daß ich den Nachrichten von Dir jederzeit mit der größten Ungeduld entgegen sehe.

Siebenter Brief.

Poligny den 27. April 1797.

Hier mein erster Brief aus Frankreich, aus einem Lande, das von jeher die Neugierde aller Reisenden auf sich zog, dessen Sitten und Gebräuche ganz Europa sklavisch nachahmt, dessen Sprache an allen Höfen und in jeder guten Gesellschaft gesprochen wird, und das seit sieben Jahren im Auslande bald Erstaunen und Bewunderung, bald Abscheu und Verwünschungen erregte.

Ich bin gestern früh aus der Schweiz abgereiset. Es war fünf Uhr als ich meine Wohnung verließ. Alles lag noch im tiefen Schlummer, einsam und allein gieng ich, mit Thränen im Auge, der Diligence entgegen, die mich am Wege nach Frankreich erwartete; ich fand keinen Reisegefährten in derselben, und konnte mich daher desto ungestörter meinen Träumereien überlassen. Wir mochten kaum eine Stunde ge-

fahren seyn, als wir uns am Fusse des Jura befanden. Ich stieg aus und gieng den Berg zu Fuß hinan, um des schönen Morgens zu genießen, und so oft als möglich noch die Ufer zu überblicken die ich so eben verlassen hatte. Bei jeder Krümmung des Weges blieb ich stehen, heftete meine Blicke darauf, und konnte mich nicht satt daran sehen. Als wir den Gipfel des Berges erreicht hatten, lag die ganze Landschaft noch einmal vor mir ausgebreitet da; ich wufste, daß ich sie von nun an nicht mehr wieder sehen würde, blieb still stehen, und nahm mit Gefühlen, die ich Ihnen nicht beschreiben kann, vom majestätischen Mont-blanc, von den hohen Alpen, vom schönen See und seinen noch reizendern Ufern, zum letztenmal Abschied. Ich war so sehr in Gedanken vertieft, daß ich die Kutsche nicht hatte vorbei fahren hören; man rief mich, ich folgte ungern, und kaum hatte ich zehn Schritte gethan, als alles, wie durch einen Zauber, vor meinen Blicken verschwand.

Vor mir wurde ich nichts als Berge, auf welchen noch Schnee ruhte, gewahr; hin und wieder entdeckte ich einzelne niedere Hütten, und ein kalter Wind traf mich höchst unangenehm. Ich war also binnen zwei Stunden um einen, auch zwei Monate im Jahre wieder zurückgesetzt worden. Am See hatte der Frühling schon seine ganze Pracht ausgebreitet, die Bäume standen in voller Blüthe, Felder und Wiesen waren grün, und eine angenehme Wärme war an die Stelle der rauhen Kälte des Winters getreten. Dagegen waren auf dem Gebirge Felder und Wiesen noch kahl, die Bäume fiengen erst an zu knospen, und die ganze Landschaft schien in den Mantel des Winters gehüllt zu seyn. Auch die Witterung fand ich hier verändert; unten im Thal schien die Sonne hell und klar, und über uns schwebten schwarze Wolken, und ein dicker feuchter Nebel umgab uns. — Der Weg lief beständig zwischen und über hohe Berge hin, die jede Aussicht verschlossen, und erst an den

Grenzen Frankreichs konnte ich eine kleine Ebene mitten auf hohen Gebirgen entdecken.

Die erste Stadt in der wir still hielten, ist Moret. Sie liegt in einem Kessel von Bergen, und man kann in einiger Entfernung keine von den Oefnungen gewahr werden, durch welche man in dieselbe hinein oder heraus fährt. Die Gegend um dieselbe herum ist wild romantisch, hohe und steile Felsen erheben sich über ihrem Haupte, am Fusse desselben fließt ein kleiner aber heller Bergstrom hin, und das Ganze hat außerordentlich viel Aehnlichkeit mit dem plauenschen Grunde bei Dresden; wenn sie sich dessen noch erinnern, so werden sie sich einen geringen Begriff von den wilden Naturschönheiten der Gegend um Moret machen können; dabei müssen Sie aber nie vergessen, daß jener über die Oberfläche der Elbe beinahe gar nicht erhaben, und dieser mitten auf einem hohen Gebirge, und hoch über dem flachen Lande anzutreffen ist. Es gewähret ein seltenes Schauspiel, wenn man an den

steilen Felsklippen, die alle Augenblicke zusammen zu stürzen drohen, hinauf schaut, und auf der höchsten Spitze derselben Ziegen mit leichten Füßen herum klettern sieht. Aber Menschen und Vieh sind hier so sehr daran gewöhnt, daß sie ohne alle Gefahr die unsichersten Wege passiren, und wenn man an dem steilsten und tiefsten Abgrunde hinfährt, so darf man sich ohne Furcht auf den sichern Tritt der in diesen Gebirgen gebohrnen und auferzogenen Pferde verlassen.

Die Stadt oder vielmehr der Flecken Moret ist klein, und die Häuser von niedriger Bauart. Die Dächer auf denselben sind alle flach und breit, um die Last des Schnees, der im Winter die ganze Gegend bedeckt, ertragen zu können. Die Einwohner leben meistens vom Schleichhandel, der überhaupt vom Jura sehr stark nach der Schweiz, und durch ihre Vermittelung, von da nach dem Innern von Frankreich getrieben wird. Einige Eisenfabriken geben ihnen auch Beschäftigung und Nahrung, und verschiedene

Holzarbeiten sind ein wichtiger Zweig ihrer Industrie. — Das Wirthshaus in Moret, hat man mich versichert, sei eines der besten auf der ganzen Route bis Paris; es ist geräumig, bequem, reinlich, und was mich mehr als alles in Erstaunen gesetzt hat, der Tisch war mit allen in dieser Jahreszeit in der Schweiz kaum anzutreffenden Gemüsen und Kräutern besetzt; diese sind nicht hier in dem Gebürge gezogen, sondern man läßt sie entweder aus dem Waatlande oder am jenfeitigen Fusse des Berges, aus Poligny und der umliegenden Gegend holen. Die Vegetation ist hier, wie auf dem ganzen Jura, wenigstens vier bis sechs Wochen zurück, und mehrere Pflanzen kommen unter freiem Himmel gar nicht fort.

Ich würde Sie mit Wiederholungen ermüden, wenn ich Ihnen meine zweitägige Reise auf dem Gebirge beschreiben wollte. Die Aussicht ist allenthalben mehr oder weniger die nehmliche, man wird nichts als schroffe Felsen und tiefe Abgründe gewahr, das Auge ist sehr beschränkt,

wird aber in manchen Gegenden durch die wilden Naturschönheiten sehr angenehm überrascht, und es ist nicht selten, daß man große Strecken Ackerfeld und Wiesen entdeckt. Die Dörfer gleichen sich allenthalben; und haben ein elendes Ansehen. Die Landleute unterscheiden sich wenig von den Bauern des Waatlandes; sie haben fast die nemliche Sprache, die nemlichen Sitten und Gebräuche, und ihr Anzug hat keine auffallende Nationaleigenthümlichkeiten, die bemerkt zu werden verdienten; aber reicher sind sie als ihre Nachbarn die Schweizer. Die Schrecken der Revolution haben selten oder nie ihre einsamen Wohnungen erreicht; die Abgeschlossenheit von dem flachen Lande war für sie eine Schutzwehr gegen Requisitionen aller Art; sie genossen alle Vortheile, welche die Veränderung der politischen Verfassung Frankreichs dem Landmanne besonders verschafft hat, und entgingen all dem Unglück, unter dessen Last ihre Mitbürger beinah erlagen. Die Nähe der Schweiz

machte, daß sie dort ihre Produkte mit Leichtigkeit und sehr vortheilhaft gegen baar Geld absetzen konnten, und wenn sie dieses in Frankreich gegen Assignaten vertauschten, so war der Gewinn, den sie daraus zogen, mehr als hinreichend für ihre Bedürfnisse.

Da mehrere Eisenbergwerke auf dem Jura sind, so wird in vielen Orten der Ertrag derselben seiner Bestimmung gemäß verarbeitet, und beschäftigt in den Fabriken hunderte von Einwohnern. In Moret werden alle eiserne Geräthschaften, deren man sich sowohl zum Landbau, wie in der Küche und dem Hauswesen bedient, gemacht, und in Champaniot ist eine Eisendrathfabrike, die von jedem Durchreisenden gesehen zu werden verdient. Sie gehört einem Lioner Kaufmann, der ein Schweizer von Geburt, aber seit langer Zeit schon in Lion etablirt ist. Das Maschinenwerk ist einfach und solide, es wird vom Wasser in Bewegung gesetzt, und kann mit Leichtigkeit gehemmt und getrieben werden.

In der Schmiede werden die groben Eisenklumpen glühend gemacht, unter einen Hammer gebracht und zu langen, einen Finger dicken Stangen ausgedehnt. Wenn diese Operation geschehen ist, so kommen sie in eine andere Werkstätte, in welcher sie bis zum feinsten Drathe gezogen werden. Dieses geschieht durch Zangen, welche sich in horizontaler Richtung anderthalb Schuh lang hin und her bewegen. Ein Ende der Eisenstange wird mit dem Hammer zugespitzt, und in eine zwei auch drei Zoll dicke Platte von Blei, in welche eine kleine Oefnung gemacht wird, hineingetrieben, bis es auf der andern Seite wieder durchkommt. Nun wird die Platte befestiget, und dem hervorragenden Ende der Eisenstange die Richtung gegeben, daß sie von der Zange, die in beständiger Bewegung ist, und sich bei Annäherung an die Bleiplatte schließt, ergriffen werden kann. Auf diese Art wird sie mit Gewalt durch dieselbe hindurch gezogen, und ein Mensch ist hinlänglich, um eine Zange in Arbeit zu setzen.

Diese Operation wird so oft wiederholt, bis der Drath die Dünne und Feinheit erreicht hat, welche man ihm geben will. Jede Zange giebt ihm einen ihr eigenthümlichen Grad von Vollkommenheit, und wenn es deren zehn bis zwölf pafsirt hat, so wird er bei der letzten auf Walzen gewunden, die eben so wie alle andere Maschinen, durch das Wasser in Bewegung gesetzt werden, und auf welchen er die runde Form erhält, unter welchen er in den Magazinen zum Verkauf angetragen wird. Derjenige Drath der im Ziehen entweder zerreift oder sonst einen Fehler erhält, wird in kleine Stücke zerschnitten, aus welchen Nägel, Striknadeln und andere Dinge gemacht werden. Die Anzahl der Arbeitsleute beläuft sich schwerlich über funfzig Personen, und die Hälfte von ihnen besteht aus Kindern beiderlei Geschlechts, die hier Beschäftigung und Unterhalt finden.

Wenn man Champaniot im Rücken hat, so wird man gewahr dafs sich der Weg zu senken

anfängt. Auf einigen Bergspitzen kann man, wenn das Wetter hell ist, schon die große Ebene erblicken, die sich von Poligny an ununterbrochen fortzieht. Ehe man aber dahin gelangt, muß man einen Weg den Berg hinunter passieren, der an steilen Felsenwänden und an tiefen Abgründen, in die man, bei seinen schnellen Wendungen, alle Augenblicke hinunter zu stürzen fürchten muß, hinläuft. Ich stieg aus als wir an dem Abhange des Berges angekommen waren, und da eben die Sonne untergieng, so konnte ich den Jura, den ich nun im Rücken hatte, und die Ebene, die sich vor mir ausbreitete, in magischen Zauber gehüllt erblicken. Es schwindelte mir wenn ich in den Abgrund hinunter schaute, der an der einen Seite des Weges sich befindet, und nichts in der Welt würde mich bewegen können, diesen Berg bei Nacht hinauf oder hinunter zu fahren.

Da es noch hell genug war, um die Gegenstände erkennen zu können, als wir in Poligny

ankamen, so durchlief ich die Strassen, um mir wenigstens von der Aussen Seite derselben einen Begriff machen zu können. Die Stadt ist nicht gross, aber ziemlich regelmässig gebaut, und hat eine Strasse besonders, die ein recht hübsches Aussehen hat. An den Freiheitsbäumen und den wüsten und zum Theil zerstörten Kirchen und Klöstern erkannte ich die Wirkungen der Revolution; aber nichts desto weniger wurde ich einige Geistliche gewahr, die mit der Nationalkokarde auf dem Huthe, gebückt und niedergeschlagen umher schlichen. Man kann sie sogleich unter jeder Tracht erkennen, und wenn Nikolai an den Katholiken gewisse von ihren Religionsübungen herzuleitende charakteristische Gesichtszüge bemerkt haben will, so glaube ich dieses mit weit grösserem Rechte auf die Priester anwenden zu können. Ein demuthsvoller Stolz, ein heuchlerisches Wesen, eine gewisse ihnen eigenthümliche Geschmeidigkeit, und ein ganz besonderes Tragen des Kopfes und Haltung des Körpers machen, dass

man sich in ihnen gar nicht irren kann; sie sind unter Millionen zu erkennen, und der einfältige Dorfpfarrer, so wie der witzelnde Abbé, tragen die Merkmale ihres Ordens an der Stirn geschrieben.

Man sagt, sie intriguierten sehr in diesem Departemente. Es ist möglich, denn ein Priester vergiebt selten eine Beleidigung; er hält sich verpflichtet, jede Becinträchtigung seiner Einkünfte oder seiner Würde zu rächen, und da er sich an die Stelle der Religion setzt, so bildet er sich ein, für sie zu streiten, wenn er für sein Privatinteresse die Fackel des Aufruhrs schwingt. Sie verrichten den Gottesdienst in abgelegnen Häusern oder Scheunen, und nur hier und da hat man es gewagt, ihnen eine Kirche einzuräumen. Man kann nicht umhin in ihren Verfolgungen die remunerative Gerechtigkeit des Schicksals zu bewundern. Sonst zwangen sie die Protestanten ihre Religionübungen im Geheim zu verrichten, und jetzt dürfen diese frei und öffentlich ihre Andacht

halten, da hingegen sie, selbst in den Schleier des Geheimnisses gehüllt, Störungen bei ihren gottesdienstlichen Ceremonien ausgesetzt sind.

Aber ich glaube, wenn ich so fortfahre, ich gerathe in eine theologische Untersuchung über die Wiedervergeltungsgerechtigkeit der Vorsehung. Wenn Sie wüßten, daß ich in einem schlechten Wirthshause mich befinde, ein elendes Zimmer habe, und viel lange Weile, so würden Sie mich entschuldigen, selbst wenn ich auf den Einfall gerathe, die Ewigkeit der Höllenstrafen theologisch und philosophisch zu beweisen. Der Hunger und die Unthätigkeit haben schon manches Hirngespinnst hervorgebracht, und so lange beide ihren mächtigen Einfluss auf die Verstandeskräfte des Menschen behalten, so lange wird es auch nicht an rüstigen Verfechtern derselben fehlen. Um ihre Anzahl nicht zu vermehren, lege ich lieber die Feder nieder, denn sie könnte zu einem gefährlichen Werkzeuge in meiner Hand werden. Ich will in die Wirthsstube ge-

hen und dort meine Kenntnisse über den Charakter der französischen Nation, und über die politische Lage ihres Vaterlandes mit neuen Bemerkungen zu bereichern suchen; finde ich sie des Aufbewahrens werth, so theile ich sie Ihnen in meinem nächsten Briefe mit; wenn und wo ich Ihnen aber werde wieder schreiben können, das wird von der Müdigkeit der Pferde und ihres Führers abhängen.

Achter Brief.

Dijon den 30. April 1797.

Ich bin gestern Nachmittags hier angekommen. Da in Dijon ein großes Bureau der Diligence ist, so wird umgepakt, und die Kutsche bleibt zu dem Ende einen Tag hier. Ich habe den Vormittag dazu angewandt, die Stadt zu besehen, und nun will ich Ihnen von dem Verfolg meiner Reise Rechenschaft ablegen.

Der Weg führt, von Poligny an, über eine unermessliche Pläne hin. Zu beiden Seiten derselben wird man reiche Saatkfelder, schöne Wiesen und ansehnliche Weinberge gewahr. Schon in Poligny ist der Wein, der dort wächst, sehr geschätzt, je näher man aber an Dijon und in das Herz des ehemaligen Burgund kommt, je besser und vortreflicher wird seine Qualität. Wenn man das Land überschaut, so sollte man kaum glauben, daß Frankreich seit sechs Jahren Krieg führet, und eine Revolution durchgesetzt hat, die

in jedem Betracht einzig in ihrer Art ist. Sie werden nirgends ein Stückchen Acker finden, das unbebaut liegt, Wald und Wiesen werden vortreflich unterhalten, die Weinberge mit Sorgfalt gepflegt, und auf den Bergen des Jura habe ich an mehr als einem Orte bemerkt, daß man seit einigen Jahren neu Land gemacht, und der Natur abzufwingen gesucht hat, was sie nicht gutwillig hat geben wollen. Aber nichts destoweniger haben die Dörfer fast durchgängig ein armfeliges Ansehen, und man trifft in denselben wenig Häuser an, die man den Bauerhäusern in Schwaben und Franken an die Seite setzen könnte. Hin und wieder hat man seit kurzem zu bauen angefangen, und wenn dieses Beispiel allgemein nachgeahmt wird, so können die Dörfer in Frankreich mit der Zeit ein gefälligeres und den Vermögensumständen der Bauern angemesseneres Aussehen erhalten.

Dazu aber ist es höchst nothwendig daß Friede gemacht wird. In einigen Departementern fehlt

es sehr an Arbeitern, und ich habe besonders in dem Departement der Cote d'or gefunden, daß das Feld mehr durch Weiber als durch Männer bestellt wird. Dieses kann freilich nicht auf alle angewandt werden, und der Jura, in welchem man sich sehr leicht den Requisitionen entziehen konnte, und der überhaupt ganz außerordentlich bevölkert ist, macht sogleich davon eine wichtige Ausnahme. Die Bauern sind daher auch allgemein mit der Fortsetzung des Krieges unzufrieden, und wünschen ihre ihnen entrissnen Söhne wieder um sich herum versammelt zu sehen. — Die Schlösser, die vor der Zerstörung verschont geblieben sind, erregen mehr durch ihre Einsamkeit als durch ihre Pracht und Gröfse die Aufmerksamkeit des Reisenden. Sie sind größtentheils leer und unbewohnt, Thür und Fenster sind verschlossen, keine Reparatur wird an ihnen gemacht, die Gegend um dieselbe herum ist wüst und verödet, und alle Anlagen des Luxus sind entweder zu Krautgärten und Ackerfeldern verwandt, oder

der Vernichtung preis gegeben worden. Die Käufer der Nationalgüter sind jetzt feltener als zur Zeit des Papiergeldes, und diejenigen, die baar Geld dafür zahlen könnten, wagen es nicht, aus Furcht vor der ungewissen Zukunft, sie an sich zu kaufen. Sie sind also meistens verpachtet, und da die Pächter aus den Schlössern keinen Nutzen ziehen können, so ist ihnen an Erhaltung derselben wenig gelegen.

Der Siz des Juradepartements war unter der Konstitution von 1791 zu Dole, jetzt aber ist er nach Lans le Saunier verlegt worden, dessen ungeachtet ist diese Stadt sehr lebhaft und bevölkert. Sie liegt an dem Doubs, der zwischen Wiesen, Gärten und Landhäusern an derselben hinläuft, und dadurch der Landschaft ein reizendes, gefälliges Ansehen giebt. Das Innere der Stadt bietet wenig Merkwürdigkeiten dar; einige Kirchen und Klöster fallen durch ihre schöne Bauart auf, und der Plaz des Victoires ist durch eine gut gearbeitete Statue der Freiheit gezieret.

Ienseits derselben hat man von der Promenade die schönste Aussicht auf die Wiesen, Gärten und Landhäuser, die an beiden Ufern des Doubs liegen. Freilich wenn man die Schweizeransichten damit vergleichen wollte, so würde man an dieser hier, und überhaupt an allen schönen Landschaften, die man in Frankreich antrifft, wenig Reiz finden. Man muß die Schweiz nicht durchreiset haben, um die Schönheiten zu bemerken, die in andern Ländern ebenfalls, nur nicht in so majestätischer Grösse, anzutreffen sind.

Es war vier Uhr als wir in Dole angekommen waren. Gleich nach meiner Ankunft wurde ich eine gewisse unruhige Bewegung unter den Einwohnern gewahr, die, weil sie ein ganz neues Schauspiel für mich war, mich nicht gleichgültig liefs. Ich folgte dem grossen Haufen, der nach dem Platze des Victoires hinströmte; dort sah ich, daß man alle Trommelschläger schon versammelt hatte, und ihnen den Befehl gab, in allen Theilen der Stadt den Generalmarsch zu schlagen.

Zu gleicher Zeit wurden die Glocken geläutet, die Wachen traten unter das Gewehr, und das Ganze hatte ein kriegerisches Ansehen. Ich mischte mich unter die Menge, um die Ursache dieser Anstalten zu erfahren, niemand schien davon genau unterrichtet zu seyn, und nur hin und wieder hörte ich, daß man sich zurief: la Paix! la Paix! Diese Nachricht war so unerwartet für mich, daß ich ihr unmöglich Glauben beimeessen konnte. Ich wandte mich an verschiedene Personen die das Ansehen hatten, als könnten sie etwas mehr davon wissen, um mir, wo möglich, Gewissheit darüber zu verschaffen, allein alle ihre Antworten waren so unbefriedigend, daß ich dadurch nur noch mehr in meinem Unglauben bestärkt wurde. Der Zulauf des Volks und der Lärm in den Straßen wuchs von einem Augenblicke zum andern; man rief sich aus den Fenstern zu: la paix est faite, und da diese Nachricht dem allgemeinen Wunsche der Einwohner zu entsprechen schien, so fiel es Niemand ein, sich um die nähern Umstände derselben zu erkundigen.

Ich entfernte mich, um in ein Konzert zu gehen, das gerade diesen Tag in Dole gegeben wurde. Es hatte schon angefangen, als ich dort ankam. Die Versammlung bestand meistentheils aus Männern die, den Hut auf dem Kopfe, in ihrem ganzen Benehmen sich als würdige Söhne der Freiheit und Gleichheit zeigten. Indessen wurde ich doch mehrere unter ihnen gewahr, die aristokratische Auszeichnungen an ihrem Anzuge hatten, aber dieser hielt sie nicht ab, sich ebenso, wie ihre einfachern Mitbürger, über alle Regeln des Anstandes weg zu setzen. Eine Magistratsperson in dreifarbiger Scherpe schien über die Erhaltung der Ruhe und der guten Ordnung zu wachen. Sie hatte ihren Platz unter den andern Zuhörern genommen, und keine Auszeichnung oder sonst ein Vorzug ward ihr hier zugestanden.

Da das Konzert, des häufigen Beifallklatschens ungeachtet, meine Erwartung nicht befriedigte, so verließ ich den Saal, um den Erfolg

der in der Stadt gemachten Anstalten zu beobachten. Ich fand am jenseitigen Thore, durch welches man nach Dijon fährt, auf dem Platze der Revolution, die Bürger unter den Waffen, sie waren en Fronte aufmarschirt, vor der Linie war die Nationalfahne aufgepflanzt, mehrere Magistratspersonen in dreifarbigter Scherpe standen vor derselben, und an jedem Flügel befand sich eine Kanone; es wurde Stille geboten, und darauf rief einer von den Administratoren: vive la République, welches von der Bürgermiliz und der Menge mehrmal wiederholt wurde. Alsdann verlas er eine Proklamation, welche der Munizipalität vom Departemente war zugeschickt worden; in derselben hieß es nun, daß die Friedenspräliminarien mit dem Kaiser unterzeichnet worden, und daß er, vermöge derselben, der Republik Frankreich das linke Rheinufer zur Grenze abtrete. Hierauf rief er wieder: vive la République! die Menge wiederholte es, die Kanonen wurden gelöset, und der Zug begab sich auf die

übrigen großen Plätze der Stadt, wo die nehmliche Bekanntmachung mit denselben Formalitäten verlesen wurde.

So sehr man sich es auch angelegen seyn liefs, dieser Nachricht einen gewissen Anstrich von Wahrscheinlichkeit zu geben, so wurde ich doch viele Zweifler unter der Menge gewahr. Ich selbst konnte mich von der Aechtheit derselben nicht überzeugen, und die Abtretung des linken Rheinufers von Seiten des Kaisers, und ohne Genehmigung des Reichs, schien mir so unwahrscheinlich, daß ich jeden Glauben an ihre Möglichkeit verwarf. Da ich wufste, daß Theodor Lameth sich gegenwärtig in Dole befinde, so gieng ich zu ihm, um seine Meinung darüber zu hören; er zweifelte in so fern nicht daran, weil sie dem Departemente war officiell mitgetheilt worden. Ich brachte in seiner Gesellschaft einen sehr angenehmen Abend zu, speiste bei ihm zu Nacht, und da wir ganz allein waren, und er keine Ursache, sich vor mir zu verbergen hatte,

so unterhielten wir uns bis gegen Mitternacht über die innere politische Lage Frankreichs; dadurch wurde ich in den Stand gesetzt manches aus einem ganz andern Gesichtspunkte zu betrachten; ich lernte die geheimen Ursachen von Begebenheiten kennen, die Aufsehen erregt hatten; durchschaute den Schleier, der die Zukunft und die Pläne mehrerer Faktionen noch dekt, und ward mit der allgemeinen Stimmung der Nation und der Einwohner des Jura-Departements ins besondere, vertrauter. Ich trennte mich ungern von ihm, und nur die Hoffnung, ihn bald in Paris wieder zu sehen, konnte mir den Abschied erleichtern.

In Dole erhielt ich mehrere Reisegefährten, ein Umstand, der wegen den daraus entstehenden Unbequemlichkeiten, mir gar nicht gefiel. Die Gesellschaft war indessen nicht unangenehm, und eine alte Frau abgerechnet, die mir sogleich beim Einsteigen erklärte, daß sie das Vergnügen haben würde, mit mir bis Paris zu reisen, konnte ich

mich nicht über sie beklagen. Da das Wetter schön war, so gieng ich viel zu Fusse, und lernte dadurch die Landschaft desto besser kennen. — In Auxonne, einer kleinen und unbedeutenden Festung, hielten wir stille. Ich ward dort mehrere östreichische Kriegsgefangene gewahr, die in und auſſerhalb derſelben frei herum giengen, aber wie es ſchien, ihre ganze Bagage verlohren hatten; dieſes hielt ſie jedoch nicht ab, ſich auf Kaffeehäuſern luſtig zu machen, und die Nachricht von der Unterzeichnung der Friedenspräliminarien, an der ſie alle zweifelten, erfüllte ſie nichts deſtoweniger mit der angenehmen Hoffnung, bald wieder in ihr Vaterland, und in den Schoos ihrer Freunde und Verwandte zurück kehren zu können.

Wir kamen geſtern gegen fünf Uhr in Dijon an. Da ich müde war, ſo verſchob ich die Stadt zu ſehen bis auf heute; dafür aber habe ich ſie dieſen Vormittag nach allen Richtungen durchſtrichen. Sie iſt groſs und hat ſchöne breite

Straßen. Wenn man einige Kirchen und Klöster ausnimmt, an welchen die Jakobiner alle ihre Wuth ausgelassen haben, so wird man weiter keine Spur der Revolution in derselben gewahr. Die Administratoren des Departements versammeln sich in dem Palais, in welchem ehemals die Stände von Burgund ihre Sitzungen hielten. Es ist prächtig, sehr geräumig, von moderner Bauart, und macht einen angenehmen Eindruck auf das Auge. Vor demselben ist ein großer Platz, der, wenn ich nicht irre, der Platz der Revolution heisst. Die Häuser, welche ihn in einem halben Zirkel umgeben, sind groß und schön, und ich würde nur wünschen, daß er mehr mit Bäumen besetzt wäre, weil im Sommer die Hitze auf demselben unausstehlich seyn muß. Das Haus, in welchem die Akademie von Dijon ihre Versammlungen hält, ist ebenfalls ein schönes Gebäude, und einige Kirchen und mehrere Privathäuser verdienen, die einen wegen ihrer gothischen, die andern wegen ihrer modernen und gefälligen Bauart gesehen zu werden.

Da es heute Sonntag ist, so sind mehrere Kaufläden verschlossen und andere offen. Man scheint sich noch nicht darüber in Frankreich verglichen zu haben, ob man die Dekade oder den Sonntag feiern soll. Die Aristokraten sind für den letztern, und die Demokraten für die erstere. Bei dem allgemeinen Hange der Franzosen zu Vergnügungen, glaube ich, würden sie am besten thun, wenn sie beide, den Sonntag und die Dekade, feierten. Freilich müßte alsdann erst der Faktionsgeist, der sie noch alle be- lebt, sich mildern, aber bis es dahin kommt, können Jahre in einem ungewissen Hin- und Herschwanken vergehen. — Ich habe hier mehrere Kirchen offen gefunden, und die Neugierde trieb mich an, hinein zu gehen. Sie waren meistens leer; einige alte Weiber und Männer reihten andächtig ihren Rosenkranz ab, die Messe wurde mit allen dabei gebräuchlichen Ceremonien gelesen, und der Gottesdienst so wie in allen andern katholischen Ländern gehalten. Die

Mode, des Sonntags in die Messe zu gehen, scheint unter den höhern Klassen und den jungen Leuten gänzlich abgekommen zu seyn. Man nimmt sich wohl der Religion, das heißt, der ausgewanderten und deportirten Priester an, aber man dispensirt sich ihre Ceremonien und Gebräuche zu beobachten. Diese Stimmung habe ich nicht nur in den Städten, sondern auch unter den Landleuten angetroffen. Die meisten von ihnen gehen weder in die Messe noch auch zur Beichte, und wenn sie einen Pfarrer im Dorfe halten, so geschieht es nur, damit sie ihre Kinder taufen und die Ehen einsegnen lassen können, denn so sehr ist man noch nicht Republikaner in Frankreich, daß man beides zu entbehren gelernt haben sollte. Ich habe mit mehreren Bauern über diesen Gegenstand gesprochen, und alle haben mich versichert, daß sie kein Zutrauen weder in die konstitutionellen noch in die unbeeidigten Priester hätten, und daher lieber die Vernachlässigung der Religionsgebräuche Gott anheim stellten.

Ich könnte Ihnen nun noch einiges über das schöne Geschlecht von Dijon sagen, denn gestern und heute habe ich mehrere sehr elegante Frauenzimmer gesehen. Aber würde es sich wohl der Mühe lohnen, sie auch nur der geringsten Aufmerksamkeit zu würdigen, wenn man bald die Muster weiblicher Grazie und Eleganz, die weltberühmten Pariserinnen, sehen und bewundern kann. Zwar ist alles was aus Frankreich kommt, wenn es auch nur aus einer Provinz ist, dem Auslande nicht gleichgültig, und ich gestehe Ihnen aufrichtig, ich halte Sie selbst nicht von dem Vorurtheile frei, mit welchem Ihre Weiblichkeit sich für die französischen Moden und Gebräuche interessirt. Ein Schuh, in Frankreich gemacht, hat eine unendlich schönere Form, als wenn er von dem besten Meister in Deutschland gemacht worden wäre, und ein Kopfpuz, ein Shawl, ein Kleid oder ein Band, haben im Auslande einen weit größern Werth, wenn sie in dem Vaterlande der Moden das Bürgerrecht erhalten haben. Ich

fürchte, ich werde in Paris nicht aufmerksam genug auf alle Veränderungen und Abwechselungen der Trachten seyn können, um sie Ihnen jedesmal mit der ihnen zukommenden Genauigkeit zu beschreiben. Sie würden mir eine große Mühe ersparen, wenn Sie mir darüber ganz besondere Instruktionen geben, und mich von Zeit zu Zeit unterrichten wollten, auf welche Gegenstände ich vorzüglich meine Aufmerksamkeit wenden soll. Gehen Sie darüber mit ihrer Freundin C * * * zu Rathe, überlegen Sie meinen Vorschlag, lassen Sie W * * * entscheiden, wenn Sie über Kunst und Geschmack verschiedener Meinung sind, und tragen Sie ja Sorge dafür, daß ich sogleich nach meiner Ankunft in Paris Briefe von Ihnen erhalte. — Morgen in aller Früh geht unsre Reise weiter, und ich glaube nicht, daß ich Ihnen noch einmal unterwegs werde schreiben können. Meine Reisegefährten haben mich hier verlassen, und mein sonderbares Schicksal

sal will, daß ich einer alten grämlichen Frau,
 die sich nie weiter als höchstens drei Stunden
 von ihrem Geburtsorte gewesen zu seyn erinnert,
 bis Paris Gesellschaft leiste. — Ich muß viel
 gesündigt haben, um so harte Strafe zu ver-
 dienen.

Neunter Brief.

Paris den 10. Mai 1797.

Seit zwei Tagen bin ich in Paris — Gestern und vorgestern war es mir unmöglich mich zu sammeln; alle meine Sinne hatten sich in den Augen konzentriert; die große Menge der neuen Gegenstände, das Gerassel der Wagen, das Durcheinanderlaufen der Menge, und die Thätigkeit, die einen jeden hier zu beleben scheint, ließen mir nicht einen Augenblick Zeit zum Ueberlegen. Ich war eine bloße Maschine, die sehen und hören, aber nicht zu denken und die empfangenen Eindrücke zu ordnen vermochte. Selbst bewundern konnte ich nicht einmal, was wirklich Bewunderung verdient, und wenn ich aufrichtig die Wahrheit gestehen soll, so muß ich Ihnen sagen, daß ich viel und nichts gesehen, daß ich zwei Tage verlebet, ohne eine einzige Idee gehabt zu haben, und daß in meinem Kopfe sich ein Chaos gebildet hat, das ich nur mit Mühe werde ordnen können.

Indem ich Ihnen dieses schreibe, liegt noch alles im Hause in tiefen Schlaf vergraben, und auf den Strassen herrscht eine Ruhe und Stille, die einige Stunden später mit dem entsezlichsten Lerm abwechselt. Ich will es versuchen, ob ich mich werde sammeln können, um Ihnen den Verfolg meiner Reise und meine Ankunft in Paris flüchtig zu beschreiben.

Kaum hatten wir Dijon verlassen, als der Himmel sich umzog, und eine Veränderung des Wetters befürchten liefs. Ein mit Sonnenblicken abwechselnder Regen verfolgte uns beinah bis zwei Tagreisen vor Paris. Dieser Umstand hinderte mich nicht nur die Landschaft, so wie ich es wünschte, kennen zu lernen, sondern zwang mich auch, meinem alten Mütterchen ganze Tage lang tête à tête im Wagen Gesellschaft zu leisten. Anfangs glaubte ich alle meine Geduld zu verlieren, endlich aber fand ich mich in mein Schiksal, wich der Nothwendigkeit, und sann auf Mittel, ihre Unannehmlichkeiten so viel als mög-

lich zu mildern. Es ward mir nicht schwer diesen Plan in Ausübung zu bringen, meine Reisegefährtin gab sich willig dazu her, und verkürzte mir die Zeit, indem sie mir ihre Jugendgeschichte, ihre Liebschaften, ihre Verirrungen in und außerhalb dem Ehestande, und die scandaleuse Chronik ihres Orts mit allen Umständen und der gewissenhaftesten Genauigkeit erzählte; sie schien noch in ihrem Alter zu fühlen, daß sie ein schwaches und Fehltritten unterworfenen Wesen sey, erinnerte sich mit Vergnügen der vergangenen Zeiten, schauderte nicht vor der Zukunft, und war nachsichtig gegen die Verirrungen ihrer jüngern Brüder und Schwestern; so lange sie neben mir im Wagen saß, hatte ich keine Ursache mich über sie zu beklagen, aber wenn wir in einem Wirthshause ankamen, oder von demselben abreisten, war sie wirklich unausstehlich. Nichts konnte man ihr recht machen, das Essen fand sie jedesmal schlecht zubereitet, die Zimmer unreinlich, die Wirthslente unhöflich, und den

Morgen darauf die Rechnung über alle Gebühren hoch. Nachdem ich dieses zwei Tage geduldig mit angesehen hatte, so suchte ich den dritten Abend ihren unaufhörlichen Klagen dadurch zu entgehen, daß ich meine Flöte hervorzog, um sie durch mein Spiel zum Stillschweigen zu bringen. Allein sie gab nicht darauf acht, zankte in einem fort, und wenn die Leute im Hause mir entweder ihre Aufmerksamkeit schenkten, oder sich gar nach meiner Flöte in lustigen Kreisen herumdrehten, so zog sie ihr Gebetbuch hervor, reihte ihren Rosenkranz ab, und wandte sich an den Himmel, dem sie wahrscheinlich mehr Langmuth und Geduld als den Menschen zutraute.

Ich erreichte aber doch meinen Zweck und verschafte mir Ruhe, wenn keine Vorstellungen, sie zu befänftigen, vermögend waren. Den Bauern gefiel von der andern Seite meine Bereitwilligkeit, sie zu belustigen; sie versammelten sich in Menge um mich herum, gaben mir ihren Beifal auf die unschuldigste und naiveste Art von

der Welt zu verstehen, und entschädigten mich für meine Bemühungen, durch ihre Beflissenheit mich über alles zu unterrichten, was ich von ihnen zu wissen verlangte. Allenthalben that man mir die Ehre an, mich für einen Franzosen, ja sogar für einen Pariser zu halten; man wollte es an meiner Aussprache erkennen, an meinen Sitten und Manieren, und es war ihnen unbegreiflich, wie ein Ausländer so gut über ihre Revolution unterrichtet seyn, und Dinge wissen könnte, von welchen sie nie etwas gehört hatten. Einige von ihnen giengen noch weiter, und gaben mir nicht undeutlich zu verstehen, daß sie mich für einen Emigranten ansähen; wenn ich ihnen diesen Irrthum benehmen wollte, so versicherten sie mich ganz treuherzig, daß ich nichts von ihnen zu befürchten hätte, daß ich wohl gethan, nach Frankreich zurückgekommen zu seyn, und daß mich meine Pächter gewiß mit eben der Freude aufnehmen werden, mit welcher sie ihre ehemaligen Herren empfangen würden, wenn sie, so

wie ich, zurückkämen. — Hieraus werden Sie schliessen können, daß der gemeine Mann sich allenthalben gleicht; er ist nicht frei von Leidenschaften, seine Eitelkeit verlangt Befriedigung, und der Glanz und Schimmer, mit welchen sich die höhern Stände gewöhnlich zu umgeben suchen, ist für seine Sinnlichkeit ein nothwendiges Bedürfnis. Da er, vermöge der Beschränktheit seiner Kenntnisse, keine Ansprüche auf ausgezeichnete Stellen und Würden im Staate machen kann, so ist ihm die Gleichheit der Stände lästig; sein Auge, das gewohnt war stets in die Höhe zu blicken, kann sich nicht an die Leere gewöhnen die es nun über sich gewahr wird, und sein Ehrgeiz nicht mehr so leicht, wie ehemals, durch einen gnädigen Blick, ein freundliches Wort oder sonst eine Herablassung, mit welchen die Großen dieser Erde sich Aller Herzen zueignen können, wenn es ihr Stolz und ihr Eigendünkel zuließe, befriediget werden.

Auf diese Weise vertrieb ich mir die Zeit bei regnichtem Wetter in den Wirthshäusern.

Unglücklicherweise hatte ich kein Buch mitgenommen, das mir Unterhaltung hätte gewähren können, meine Reisegefährtin konnte mir ihr Gebetbuch nie abtreten. Feder, Dinte und Papier waren nicht allenthalben anzutreffen, und es blieb mir also nichts übrig als die Flöte und die Unterredung mit den Bauern, um die lange Weile von mir zu verscheuchen. Ich unterhalte mich gern mit den Landleuten, sie sind leichter zu durchschauen, und man trifft unter ihnen eine gewisse praktische Lebensweisheit an, die mit der groben Rinde, unter welcher sie verborgen liegt, den auffallendsten Kontrast bildet. So sehr man sie auch als eigennützig und betrügerisch verschreit, so glaube ich doch, daß sie es nur gegen diejenigen sind, die sie entweder durch ihren empörenden Stolz erniedrigen, oder von denen sie befürchten müssen, selbst alle Augenblicke hintergangen zu werden. Offenheit und eine gewisse Freimüthigkeit kann man ihnen wenigstens nicht absprechen, und man hat daher weniger

Vorsicht und Behutsamkeit, als unter den höhern Ständen, nöthig, um sich vor ihren Betrügereien zu bewahren.

Wenn das Wetter schön war, gieng ich meistens zu Fuß und durchstrich die Gegend des Orts, wo wir still hielten. An den Ufern der Yonne und der Seine habe ich Landschaften entdeckt, denen ich den zweiten Platz nach den Schweizeransichten einräumen würde. Allenthalben habe ich ein schönes und reiches Land gefunden, die Saaten standen vortreflich, die Wiesen deckte ein grüner Teppich, und die Weinberge nur allein hatten noch ein trauriges Ansehen; oft habe ich gewünscht mich in einer Gegend, die mir besonders gefiel, aufhalten zu können. Aber meine Freiheit war beschränkt, ich mußte den Schneckengang der Diligence folgen, und fand nicht eher Gelegenheit mich von derselben zu trennen, als sechs Stunden vor Paris. Meine Geduld war zu Ende, als ich in Villeneuve ankam; zwölf Tage hatte ich nun schon auf der

Reise zugebracht, und jemehr ich mich Paris näherte, je mehr brannte ich vor Begierde, dort anzulangen. Ich nahm hier ein zweirädriges Kabriolet; das mit einem Pferde bespannt war, reiste um acht Uhr ab, und kam um ein Uhr an dem Schlagbaume von Paris an.

Vôtre carte, Citoyen, hiefs es, als der Wagen vor der Wache still hielt. Ich zog meinen Pafs mit der Zauberformel *Liberté, Egalité* hervor, und wollte ihn der Schildwache übergeben. Aber kaum hatte sie die Göttin der Freiheit, die sich auf demselben befindet, erblickt, als sie mich mit einem *cela suffit, passez*, abfertigte, und meinen Weg fortsetzen liefs. Wenn man einmal die Grenzen Frankreichs passirt hat, so kann man in der ganzen Republik frei und ungehindert reisen. Niemand fragt Sie in dem Innern derselben nach Nahmen, Stand oder Gewerbe, weder nach dem Ort woher noch wohin Sie wollen, ja nicht einmal nach dem Geschäft und den Zwek Ihrer Reise. Kein neugieriger Thorschreiber hält Sie an, den Wagen zu durch-

fuchen, Ihre Sachen zu durchwühlen, oder der Kontrebande nachzuspüren, und Sie können hundert Meilen zurücklegen, ohne daß Sie auch nur ein einzigesmal angehalten werden. — Ich weiß nicht, ob die Freiheit, mit welcher man in Frankreich reiset, eine Wohlthat der Revolution ist, und wenn sie es ist, so verdient sie gewiß hoch in Anschlag gebracht zu werden, denn nichts ist empörender, despotischer und selbst gewissermaßen erniedrigender für die Regierungen, als die gierige Haabsucht, mit welcher unverschämte Zollbedienten Fremde und Einheimische unter jedem Thore anhalten, und Ihren Wagen und Koffer durchwühlen.

Auf der Vorstadt St. Antoine nahm ich einen Fiacre, der mich in mein Quartier brachte. Kaum war ich dort angelangt, als meine Freunde zu mir kamen. Da es mir unmöglich war im Zimmer zu bleiben, so führten sie mich ins Palais royal, in die Tuilleries, auf den Platz der Revolution (place de la Révolution) und auf die Boulevards. In einer Stunde hatte ich die schönsten

und im Auslande berühmtesten Gegenden und Straßen von Paris gesehen, aber als ich nach Hause kam, fand ich, daß auch nicht der geringste Eindruck davon in meinem Gedächtniß zurückgeblieben war. Ich hatte zuviel auf einmal gesehen, ein Objekt hatte das andere verdrängt, ehe es sich in meiner Seele hatte abdrücken können, und ich hatte von dem Ganzen ein verworrenes Bild, das zwischen Traum und Wirklichkeit mitten inne stand. Selbst heute bin ich damit noch nicht aufs Reine, und Sie würden mich sehr in Verlegenheit setzen, wenn Sie mir von dem was ich gesehen und gehört habe, eine umständliche Beschreibung abforderten. Ueberdies so ist nun alles wach im Hause, auf den Straßen hört man nichts als das Rollen der Wagen und das dumpfe Gemurmel der Menge, unterbrochen von dem Geschrei der Wasserträger und Kolporteurs, und in meinem Vorzimmer wartet ein Lohnbedienter, der mich in die Häuser führen soll, an welche ich Adressen habe.

Zehnter Brief.

Paris den 15. Mai 1797.

Gestern, als ich eben im Begriff war auszugehen, schikte mir Herr L*** einen Brief, an dessen Aufschrift ich sogleich erkannte, dafs er von Ihnen sey. Meine Freude war unaussprechlich; ich legte ihn vor mich hin, betrachtete ihn von allen Seiten, und es kostete mir Mühe, mich zurückzuhalten, ihn nicht sogleich zu erbrechen; aber ich wollte das Vergnügen, das mir sein Inhalt machen würde, verdoppeln; ich wollte ihn errathen, und indem ich meiner lebhaften Phantasie den Zügel schiefsen liefs, erst in der Einbildung geniessen, was die Wirklichkeit mir mit Gewifsheit zu versprechen schien. Nachdem ich eine geraume Zeit in dumpfen Hinbrüten zugebracht hatte, ergrif ich den Brief und untersuchte vor allen Dingen sorgfältig das Siegel. Es schien verletzt zu seyn, ob man sich aber diesen Raub hier oder an den Grenzen erlaubt haben

mochte, war mir in diesem Augenblicke ganz gleichgültig, hatte ich doch Ihren Brief ganz und unversehrt, und wer je recht tief empfunden hat, wie süß es ist, den Raum der uns von unsern Freunden trennt, durch den Briefwechsel gewissermaßen ganz schwinden zu machen, wird meine Freude nicht übertrieben finden. Wahre innige Freundschaft ist so selten, daß man nicht Mittel genug anwenden kann, sie zu erhalten, und ist man ihrer Dauer gewiß, dann muß jede Versicherung davon uns heilig und über alles schätzbar seyn.

Voll von diesen Gefühlen erbrach ich Ihren Brief, und nun denken Sie sich meine Bestürzung, als ich Sie, gleich in den zwei ersten Zeilen, über den Schluss meines letzten Briefes ungehalten, und mich mit Ihrer höchsten Ungnade bedroht fand! also kein Wort mehr über die eleganten Spencer, die Hüte à la merveilleuse und die coëffures à la grecque; die Merkwürdigkeiten von Paris, die Kunst und Litteratur sollen die

einzigem Gegenstände seyn, die ich in meinen Briefen abhandeln werde, und ich will alles sorgfältig zu vermeiden suchen, was Sie bei Ihren Freunden in den Ruf bringen könnte, als legten Sie einen grossen Werth auf die neuesten Pariser Moden; sollte ich mich aber doch vergessen und einiges darüber mit einfließen lassen, so schreiben Sie es dem lebhaften Eindrücke zu, den diese oder jene Tracht, wegen ihrer Eleganz und Neuheit auf mich gemacht hat.

So wenig ich auf dem Lande und in den Departementen Spuren des Krieges und der Revolution hatte entdecken können, so wenig fand ich deren in Paris. Wenn man die lebhafteste Thätigkeit der Pariser betrachtet, ihre heitern und frohen Gesichter, die Menge der Wagen und Kabriolets, die sich alle Augenblicke durchkreuzen, hier singen, dort tanzen und spielen sieht, an allen Ecken der Strassen zehn bis zwölf Komödientzettel angeklebt findet, und auf allen Kaffeehäusern, in allen öffentlichen Gärten und Prome-

naden eine große Anzahl Menschen gewahr wird, die es sich dort wohl seyn lassen, so geräth man in Gefahr, alles, was man uns im Auslande von den Schrecken der Revolution, vom 2. und 3. September, vom 10. August, vom 1. Prairial und 13. Vendemiaire, von Robespierre und seinen Henkern, vom Sicherheitsausschuss und dem Revolutionstribunal und von allen Schrecknissen, die hier ihren Siz aufgeschlagen hatten, erzählt und bekannt gemacht, für Fabeln und für Erfindungen der Feinde und Verläumder der Revolution zu halten. Und doch ist nichts so sicher und gewiss, als die Greuel und Grausamkeiten, mit welchen man uns Jahre lang über Paris unterhalten hat; nichts weniger übertrieben als die Tyrannei und die Würglust des Robespierre; nichts schrecklicher als das Himmorden von Tausenden, die sich keines andern Verbrechens bewußt waren, als dafs sie verschiedener Meinung mit den Chefs der Revolution über politische und methaphysische Gegenstände waren, und nichts
 grausamer

grausamer als die Behandlung der Gefangenen, und die Verfolgungen der besten und würdigsten Menschen.

Mir ist es unbegreiflich, wie man nach so vielen ausgestandenen Leiden noch heiter und froh seyn kann, wie man sich im Taumel der Vergnügungen verlieren, und auf demselben Schauplatze, auf welchem man einen Vater, Bruder, Sohn oder Freund bluten sah, die Freuden des Lebens genießen, und gewissermaßen auf ihrem entseelten Leichnam tanzen und hüpfen kann. Man trifft hier wenige Personen, besonders aus den höhern Klassen an, die sich nicht über die Revolution zu beklagen Ursache hätten, und doch kenne ich nur eine einzige Frau, die sich heute noch nicht über den Verlust ihres Gatten und Vaters getröstet hat. Der Leichtfinn der Franzosen im Allgemeinen, die Ueberzeugung, daß es thöricht ist, der Nothwendigkeit zu widerstreben, und die Vortheile, die mehrere in der Folge aus dem Verlust ihrer Verwandten ge-

zogen haben, haben die ersten lebhaften Eindrücke in ihnen schon verwischt, die Zeit hat auf ihre Wunden einen heilenden Balsam gelegt, und neue anziehende Gegenstände haben ihre Aufmerksamkeit so sehr gefesselt, daß ihnen die Gegenwart nicht erlaubt an die Vergangenheit zu denken. Wenn es aber geschieht, so ist es nur in Augenblicken, in welchen entweder die Furcht vor der Rückkehr des Schreckenssystems auf sie wirkt, oder wenn sie sich die Möglichkeit des Umsturzes der gegenwärtigen Verfassung recht lebhaft denken, und der Haß den sie tief im Herzen gegen alles, was durch die Revolution hervorgebracht worden ist, hegen, sie mit der Hoffnung der nahen Vernichtung derselben schmachtelt.

Aber dem ungeachtet giebt es nichts destoweniger eine große Menge Menschen hier, die durch die Revolution reich geworden sind und ihr Glück gemacht haben. Diese tragen viel dazu bei, daß man, nach dem ersten Anblick zu urtheilen, die

Folgen derselben weniger gewahr wird. Personen aus den niedrigsten Klassen und die sonst in den abgelegensten Vorstädten in der tiefsten Dunkelheit lebten, sind auf einmal ans Licht getreten, suchen sich mit den gebildeteren Ständen zu vermischen, und da sie die Kunst nicht besitzen von ihren Reichthümern einen guten Gebrauch zu machen, und sich einbilden, daß sie nie erschöpft werden können, so insultiren sie durch ihren üppigen Aufwand die darbende Menge, und thun es den ehmaligen Adlichen an Pracht und Glanz bei weitem zuvor. Wenn man einen schönen Wagen, ein neumodisches Kabriolet die Boulevards auf und abrollen sieht, so wird man sich selten täuschen, wenn man den Besitzer für einen neuen Reichen hält. Freilich giebt es auch einige vom Adel, Emigranten, Banquiers, Kaufleute und andere, die mit ihnen im Aufwande wetteifern, aber ihre Anzahl ist gering, und die Furcht hält die einen, und die Oekonomie die andern ab, mit ihren geretteten oder erworbenen

Reichthümern vor den Augen der neidischen Menge sich zu brüsten.

Die große Menge Fremder, die sich hier befindet, giebt der Stadt auch ein ungewöhnlich lebhaftes Ansehen. Zwar machen sie, sei es aus Politik oder aus andern Ursachen, wenig Aufsehen, aber tragen nichts destoweniger dazu bei, dem Ganzen einen Anstrich von Wohlstand zu geben. Paris ist der Vereinigungspunkt der Fremden aus allen Ländern und aus allen Departementern, die einen führt die Neugierde, die andern ihre Geschäfte hieher. Selbst die siebenhundert und fünfzig Personen, welche das gesetzgebende Corps ausmachen, verursachen einen großen Zuwachs der Volksmenge, denn wenige von ihnen haben ihre Familien in der Provinz gelassen, und andere erhalten fast täglich Besuche von ihren Freunden und Anverwandten. Die Deputirten erregen jedoch das wenigste Aufsehen, sie verlieren sich gänzlich unter der Menge, und imponiren mehr durch ihre Anzahl und ihren An-

hang, als durch das Geräusch, das sie im gemeinen Leben verursachen. Dafür aber ist das ausübende Corps desto lauter. Die Direktoren und Minister leben zwar sehr eingezogen, und wagen es selten im Publikum zu erscheinen, aber die unter ihnen stehenden Beamten und Funktionärs machen dafür desto mehr Lärm. Es giebt fast beständig eine Menge Generäle und Stabsoffiziere hier; die Armee des Innern hat in Paris ihr Hauptquartier, und alle Dikasterien sind so stark besetzt, daß sie einen ansehnlichen Beitrag zur Volksmenge, und mehr oder weniger auch zur hiesigen Pracht und Aufwande abgeben. Alle diese Personen wird man nie über die Revolution klagen hören, für sie war sie eine Goldgrube, und ein Mittel sich empor zu schwingen, sich einen Namen zu machen, und Reichthümer zu erwerben. Wenn auch einer oder der andere gegründete Beschwerden darüber führen könnte, so erlaubt es ihm sein Interesse nicht, sie laut werden zu lassen; er bedeckt die Vergangenheit mit einem

dichten Schleier, und sucht von der Gegenwart, so viel als möglich, zu profitiren.

Nehmen Sie hiezu noch die große Masse des Volks, welche die täglichen Bedürfnisse dieser ungeheuren Stadt in Bewegung setzen, und Sie werden sich einen schwachen Begriff von der Thätigkeit, dem unaufhörlichen Hin- und Herwalzen der Menge, dem Lärm und Getöse in den Straßsen, und dem Gerassel der Wagen und Karren machen können. Diese hat am allerwenigsten durch die Revolution gelitten, und wenn es geschah, so war es nur in jenen Epochen, wenn sie sich, von Intriganten verleitet, gegen die Konvention auflehnte. Ihr Frohsinn ist daher auch ganz ungestört und heiter; der gemeine Mann bringt am Sonntage durch, was er die ganze Woche erspart hat, und wenn er über die Revolution klagt, so geschieht es gewiß, ohne sich den eigentlichen Grund davon recht lebhaft angeben zu können.

Diese Lebhaftigkeit und der damit verbundene Lärm, der Aufwand in Equipagen, und der

Luxus in und auſſerhalb der Wohnungen iſt jedoch nicht in allen Theilen der Stadt und von den nehmlichen Umſtänden begleitet, anzutreffen. In den Vorſtädten St. Denis und St. Antoine herrſcht Arbeitsamkeit und Induſtrie, die Menge iſt in den Häuſern, und auf den Straßen wird man wenig Müſſiggänger gewahr. Noch weit ſtiller und ruhiger iſt es in der Vorſtadt St. Germain; dort wohnten vor der Revolution die Prinzen, die Groſſen vom Adel und alles was nach Hofe gieng. Man findet daher in dieſem Quartier der Stadt eine verhältnißmäſſig gröſſere Menge Paläſte als in allen andern Theilen derſelben, und da dieſe jezt meißtentheils unbewohnt ſind, oder der Republik gehören, ſo herrſcht in dieſer Vorſtadt, beſonders in dem Theile, der den Tuileries und den elifäiſchen Feldern gegenüber liegt, eine Stille und Leere, die mit den jenseitigen Ufern der Seine den auffallendſten Kontrast bildet. — Alles was ich Ihnen über die geräuſchvolle Lebhaftigkeit der hieſigen Straßen geſagt

habe, kann nur auf die *Chaussée d'Antin*, die alten *Boulevards*, und die Gegend um das *Palais royal*, jezt *Palais égalité*, und den *Louvre*, angewandt werden.

Auf der *Chaussée d'Antin* und den *Boulevards* wohnen alle ehemalige *Adliche*, viele *Banquiers*, viele neuen Reichen, und überhaupt alle diejenigen, die nach der Mode seyn wollen, oder denen ihr Vermögen einigen Aufwand zu machen erlaubt. Die *Straße Mont - blanc* ist eine der schönsten auf derselben, sie enthält viele geschmackvolle und große Häuser, und stößt auf den Theil der *Boulevards*, der am häufigsten und von allem, was in *Paris* elegant und wohlhabend ist, besucht wird. Die *Boulevards* sind eine *Straße*, die sich ununterbrochen beinah um ganz *Paris* herumzieht; sie sind mit vier Reihen Bäumen besetzt, und enthalten drei Alleen, von welchen die beiden Seitenalleen für die Fußgänger, und die mittlere für die Reitenden oder Fahrennden bestimmt sind. Auf jeder Seite der-

selben sind Gärten, Häuser, Kramläden, Theater, Bäder und Kaffeeschenken in buntem Gemisch aufgeführt. Zu jeder Stunde des Tages, und in jeder Jahreszeit trifft man Leute auf denselben, die entweder ihre Geschäfte oder die Langeweile dahin führen. Hier ist es, wo die jungen Stutzer von Paris sich auf prächtigen Reitpferden am liebsten zeigen, wo die neuen Reichen in brillanten Equipagen daher rollen, wo die Lais dieser Hauptstadt alle ihre Reize aufbieten, um neue Erobrungen zu machen, und wo überhaupt alles sich in einem fröhlichen Taumel herumdreht, der einzig in seiner Art ist.

Aber nicht in allen Gegenden der Boulevards trifft man das nehmliche Leben an. Die Mode hat den Schauplaz, auf welchem man sich zeigen darf, außerordentlich beschränkt, und die wahre Niederlage der Müßiggänger, der Stutzer, der Phrynen und petites Maitresses von Paris ist eigentlich nur zwischen den Straßen Mont-blanc

und Grange Batellier, oder wenn man den Raum noch genauer angeben will, zwischen den Straßen Tait-Bout und Lepelletier, Koblenz genannt. Ich glaube die Ursache dieser sonderbaren Kaprize ist die Nähe des Kaffeeschenken Velloni, der dort eine der schönsten Anlagen dieser Art hält. Des Morgens findet man bei ihm Personen beiderlei Geschlechts, die in oder vor seinem Hause frühstücken. Alles ist im Negligé und niemand scheint Ansprüche auf Eleganz zu machen. Nach zwölf Uhr gehen die Pariser Damen, die man honnetes femmes heisst, dorthin spazieren, halten sich bis nach zwey Uhr daselbst auf, und machen alsdann den Schönen Plaz, die ihre Reize feil zu bieten dahin kommen. Gegen Abend werden auf beiden Seiten dieser kaum zwölf Schuh breiten Allee Stühle gesetzt, und nun finden sich die petites maitresses, femmes entretenues und wie diese Geschöpfe alle heissen, im reizendsten und elegantesten Anzuge daselbst ein. Ein Fremder, der kein geübtes Auge hat,

ahnet kaum, daß alle diese Reitze zum Verkauf da sind, denn da diese Mädchen ein bescheidenes und den äußern Anstand respektirendes Ansehen haben, und keines aus den niedern Klassen dahin kommt, so kann man nur, wenn man sich zu ihnen hinsetzt, ihr Gewerbe und den Zweck ihres Hierseins von ihnen erfahren. Wer sich nicht niederlassen will, geht zwischen den beiden Reihen Stühlen auf und ab, läßt die anwesenden Schönen die Musterung passiren, und bleibt bis nach zehn Uhr da, oder besucht den Kaffeeschenken Velloni. Selten kommen des Abends honnetes femmes hieher, und wenn es geschieht, so ist es in Gesellschaft von ein auch zwei Männern. Ein Frauenzimmer das ohne diese Begleitung dahin kommt, wird als eine gute Prise betrachtet, und jedermann, der Lust und einen vollen Geldbeutel hat, macht Jagd darauf. — Koblenz, glaube ich, heißt diese Promenade deswegen, weil die zurückgekommenen Ausgewanderten, die ehemaligen Ducs und Marquis, alle junge

Aristokraten, Royalisten und was zu ihrem An-
hange gehört, sich dort vorzugsweise versam-
meln, und diesen Platz seit Jahren schon zu ihrem
Rendez-vous ausersehen haben; da dieses be-
kannt ist, so werden hier alle Abende die vor-
züglichsten aristokratischen Zeitungsblätter aus-
gerufen, und man hat mich versichert, daß die
Verfasser derselben in dieser Gegend den meisten
Abgang finden.

Des Sonntags ist die Volksmenge auf den
Boulevards so groß, daß man mit Mühe durch
dieselbe hindurch kommen kann. Alles strömt
aus den nahgelegenen Vorstädten über dieselben
nach den elysäischen Feldern, wenige halten sich
dort auf, und nur gegen Abend lassen sich die
sogenannten bonnes bourgeois auf den Stühlen
in Koblenz nieder. An diesen Tagen geht nie-
mand von der hohen Noblesse dahin, selbst die
femmes entretenues vermeiden es, und beide
bleiben entweder in ihren Häusern oder gehen

ins Theater *). Gegen die Fossées du temple hin ist der Versammlungsplatz der Bürgerlichen oder vielmehr der Nichtadlichen. Der Kaufmann, der Krämer, der Handwerker und die arbeitende und thätige Klasse der Bürger, die hier in der Nähe wohnen, stellen sich des Abends in diesem Theile der Boulevards ein. Eine ganze Menge kleiner Theater ist damit angefüllt, in den Kaffeehäusern ist alles voll von ihnen, und von den Tanzböden schallt den Vorübergehenden eine rauschende Musik entgegen. Ich habe noch nicht den Muth gehabt, weiter als bis hierher zu gehen, bin aber entschlossen die Boulevards, die 6083 Toisen lang sind, vor meiner Abreise aus Paris, von einem Ende derselben bis zum andern zu durchreiten oder zu durchfahren.

*) Da ich noch weiter unten Gelegenheit haben werde, auf die verschiedenen Abstufungen, welche man, der Gleichheit ungeachtet, hier beibehalten hat, zurück zu kommen, so verspare ich das mehrere davon bis dahin.

Eilfter Brief.

Paris den 17. Mai 1797.

An E. v. D...

Meine Reise von N... bis Paris hat ganzer zwölf Tage gedauert, und dieses ist die Ursache, warum ich Dir so spät schreibe. Das Postwesen in Frankreich hat durch die Revolution außerordentlich gelitten, aber seit einigen Monaten hat man angefangen, es wieder auf den ehemaligen Fuß herzustellen. Auch die Wege sind, glaube ich, seit vielen Jahren nicht ausgebeßert worden, die beständigen Bewegungen der Truppen und der Artillerie haben sie fast gänzlich ruinirt, und es giebt Gegenden, wo man im Winter und bei schlechtem Wetter gar nicht muß durchkommen können.

Da ich mir vorgenommen hatte langsam zu reisen, um allenthalben Beobachtungen anstellen zu können, so war ich mit dem Schneckengange der Diligence nicht unzufrieden. Wir machten

des Tags sechs, höchstens acht Stunden, blieben allenthalben lange liegen, und kehrten des Abends sehr frühzeitig in die Wirthshäuser ein. Dadurch erhielt ich oft Gelegenheit mich mit den anwesenden Personen über die gegenwärtige Lage des Innern von Frankreich zu unterhalten, ich erweiterte und berichtigte die Kenntnisse, die ich schon an den Grenzen mir davon verschafft hatte, und glaube nun im Stande zu seyn, Dir einen richtigen und unpartheiischen Ueberblick von der allgemeinen Volksstimmung, als das Resultat meiner Beobachtungen vorlegen zu können.

Die Wahlen für das gesetzgebende Corps hatten kurz vor meiner Ankunft in Frankreich statt gehabt; ich fand daher das Volk noch in jener lebhaften Stimmung, welche dergleichen wichtige Epochen nothwendig in Republiken hervorbringen müssen. Der Faktionsgeist der bei dieser Gelegenheit in neue und grössere Thätigkeit war gesetzt worden, hatte sich noch nicht besänftigt, die angesponnenen Intriguen dauerten in ihren

Wirkungen noch fort; die Verläumdung, ihre mächtigste Waffe, war noch nicht abgestumpft, Libelle und Schmähschriften kamen häufig zum Vorschein, und die Masse des Volks glich einem von Sturmwind aufgeregten See, dessen Fluthen sich in entgegengesetzter Richtung hin und her bewegen. Es hielt schwer sich über das Vorgefallene sichere Auskunft zu verschaffen, ein jeder urtheilte darüber nach den Grundsätzen der Faction, zu welcher er gehörte, viele, oder beinahe die meisten konnten nicht einmal angeben, warum sie so und nicht anders dachten und handelten, und die Unwissenheit, der Partheigeist und die Verführung rissen den großen Haufen zu Maasregeln hin, welche er gewiss, nach kalter Ueberlegung, als seinem Interesse zuwider, verworfen haben würde. Glücklicherweise traf ich in den Departementern Männer von meiner Bekanntschaft an, die zu Anfange der Revolution eine grosse Rolle gespielt hatten, in die Geheimnisse der Intriguen initiirt waren, mit philosophischem

phischem Auge das Ganze überfahen, und wenn sie auch zu einer oder der andern Parthei gehörten, dennoch Kaltblütigkeit genug hatten, sich die Schwäche oder Stärke der verschiedenen Faktionen nicht zu verhehlen.

Nachdem was sie mir über die gegenwärtige Volksstimmung gesagt haben, und nach meinen eigenen Beobachtungen, kann man drei Hauptfaktionen in Frankreich annehmen: sie bestehen aus denjenigen, welche die jezige Konstitution nicht demokratisch genug finden, und die von 1793 zurückwünschen; aus denjenigen, die mit ihr zufrieden sind, aber die größte Strenge gegen ihre Feinde angewandt wissen wollen, und endlich aus denjenigen, die unter dem Dekmantel der Mäßigung und Nachgiebigkeit an dem Umsturz derselben arbeiten, und die Konstitution von 1791 wieder einzuführen suchen. Alle diese Faktionen aber haben ihre Unterabtheilungen, die in dem Zweck und den Grundsätzen von einander abweichen, und sich nur, unter gewissen Um-

ständen, gegen die eine oder die andere vereinigen.

Die erste Klasse von Patrioten (*patriotes exclusifs*) ist wenig zahlreich, und darf nur im Dunklen wirken; sie besteht aus Jakobinern und Terroristen, und ist allein durch ihre Kühnheit furchtbar; da aber die Masse des Volks sich entschieden gegen sie erklärt hat, und wenig Departementer sind, wo man ihnen einigen Einfluß zugesteht, so ist nicht zu befürchten, daß sie je wieder ihre Blutgeißel über Frankreich schwingen werden *). Die entdeckte Verschwörung des Baboeuf, und die Anstalten, die zu seinem Proces getroffen worden sind, haben ihr einen mächtigen Stoß versezt, und wenn nicht ganz besondere

*) Was ich hier von den Jakobinern sage, kann blos auf die Departementer angewandt werden. Paris und einige andere Städte machen, in Ansehung ihrer, so wie in Ansehung aller andern Faktionen, Ausnahmen nöthig, die ich in der Folge bemerken werde.

Umstände eintreten, sie auf immer zu Boden gestreckt.

Die zweite Faktion kann leicht die zahlreichste von allen seyn; sie hat die Regierung, die Armeen, den größten Theil der Administrationen und alle diejenigen, die noch etwas zu verlieren haben, für sich; ihr Mittelpunkt ist in Paris, dort ist sie nur allein thätig und wirksam, und ihre Affiliationen in den Departementern verhalten sich meistens leidend. Es könnte nicht schaden, wenn sie mehrere berühmte Schriftsteller unter ihren Anhängern hätte, denn da sie nicht, wie alle andere Faktionen die Gesetze überschreiten darf, so kann sie sich nur allein durch die Stärke der Wahrheit die sie um sich zu verbreiten suchen muß, erhalten, und die Streiche abwenden, welche die unermüdete Thätigkeit ihrer Feinde unaufhörlich gegen sie führet. Ueberdies so befindet sie sich oft in der traurigen Nothwendigkeit, die Strenge der Gesetze an Personen anwenden zu müssen, die man jetzt schon

zu bedauern anfängt, und ihre Lage, die ich weiter unten auseinander zu setzen Gelegenheit haben werde, zwingt sie sehr häufig, die Anzahl ihrer Gegner zu vermehren.

Die dritte Parthei ist aus mehreren Faktionen zusammengesetzt, die alle nach einem Zweck streben, von welchen aber beinahe eine jede ihre besondere und geheim gehaltene Absicht hat. Sie besteht aus den Gemäßigten, den Anhängern der Konstitution von 1791, den Aristokraten und Royalisten: ihr Zweck ist der Umsturz der gegenwärtigen Verfassung. Da sie aus so viel verschiedenartigen Substanzen zusammengesetzt ist, so ist ihre Anzahl sehr groß, und da sie bei allen ihren Operationen vorsichtig zu Werke geht, nichts übereilt, im Geheim wirkt, und alles von der Zeit und den Umständen, die sie blos allmählig herbei zu führen bemüht ist, erwartet, so kann sie in der Folge sehr gefährlich für die gegenwärtige Verfassung werden. Ihre Anhänger sind in allen Departementern vertheilt, wo sie

bald mit den Royalisten und Ausgewanderten gemeinschaftlich wirken, bald sie bekämpfen, wenn diese ihre Ungeduld zu voreiligen Schritten zu verleiten bereit ist. Eine jede von den Subalternen Partheien schmeichelt sich, wenn einmal die Konstitution umgestürzt ist, die Oberhand über die andere zu erhalten; die Ausgewanderten hoffen das alte System in seiner ganzen Reinheit wieder herzustellen, und Ludwig XVIII. auf den Thron zu setzen, und die Konstitutionellen, die im Grunde weit davon entfernt sind, haben nur die Wiedereinführung der Verfassung von 1791. vor Augen. So lange aber die erstern nicht aufhören von Rache, die sie an Frankreich üben wollen, zu sprechen, und die letztern sich nicht über die Person desjenigen, den sie auf den Thron setzen wollen, vereinigen, so lange ist auch vor der Hand für die gegenwärtig bestehende Konstitution nichts zu befürchten.

Diese verschiedenartigen Faktionen und Partheien setzen gegenwärtig Frankreich in Bewe-

gung, und ihre Thätigkeit steht mit dem Widerstande, den sie antreffen, in dem genauesten Verhältnisse. Am aller inkonsequentesten von allen betragen sich die Ausgewanderten und die Priester; sie scheuen sich nicht, die Wiedereinführung des alten Systems frei und öffentlich zu predigen, setzen die gegenwärtige Regierung herab, verläumdern die Glieder derselben, und behaupten, daß Frankreich nicht anders als unter einem Könige glücklich seyn könne. Aber dieses würde man ihnen noch hingehen lassen, und sich vielleicht mit der Zeit bequemen ihren Ludwig XVIII. anzunehmen, wenn sie nur nicht mit diesem Plane ein gewisses System der Rache und der Wiedervergeltung verbanden; sie gehen in ihrem Unsinne soweit, daß sie diejenigen, deren Unterstützung sie gar nicht entbehren können, selbst bedrohen, bezeichnen die Opfer, die sie ihrer Rachgierde bringen wollen, wenn sie siegen, mit Namen, äußern ihren Blutdurst auf die unverschämteste Weise von der Welt, und hoffen

mehr Furcht und Schrecken, als Liebe und Zutrauen ein. Ich glaube daher auch nicht, daß es ihnen je gelingen wird, ihren Plan durchzusetzen, ihre Unvorsichtigkeit und ihre Grundsätze, die mit dem Interesse des Volks geradezu im Widerspruche stehn, müssen ihn nothwendig scheitern machen. Wenn man auch auf einen Augenblick annehmen wollte, daß die Majorität der Nation für sie sei, so ist es doch nicht wahrscheinlich, daß sie das Vergnügen, einen glänzenden Hofstaat und Prinzen, Herzoge und Marquis wieder in Frankreich zu haben, mit der Entsagung auf die Befreiung von dem Feudalsystem und von allen mit dem Königthum verbundenen Lasten, werde erkaufen wollen. Der gemeine Mann ist nicht so dumm, wie man sich einbildet, wenn es auf das Mein und Dein ankommt, und er weiß sehr gut die Parthei zu unterscheiden, die seine Privatvortheile zu erhöhen versteht.

Ich weiß, Du wirst begierig darauf warten, ob ich nicht von einer Faktion sprechen werde,

die im Auslande das grösste Aufsehen gemacht hat, und zu Anfange der Revolution der Schrecken der Royalisten und Republikaner war. Ich muß Dir aufrichtig gestehen, daß ich bis jetzt noch nichts gewisses über die Faktion Orleans habe erfahren können. Alles was man darüber weiß, ist dunkel und schwankend, und ihren Plan deckt noch immer ein dichter Schleier, den, glaube ich, die Eingeweihten nur allein durchschauen können *). Existirt hat sie gewiss, aber ob sie noch wirksam ist, ob ihre Glieder noch im Zusammenhange mit einander stehen, darüber kann uns die Zukunft nur allein Aufschluß geben. In den Departementern die ich durchreiset

*) Das Beste was über die Faktion Orleans gesagt worden ist, befindet sich in den *Considerations philosophiques sur la révolution française, ou examen des causes générales et des principales causes immédiates, qui ont déterminé cette révolution, influé sur ses progrès, contribué à ses déviations morales, à ses exagérations politiques.* A Paris chez l'Auteur et chez Fuchs, libraire, rue des Mathurins, maison de Cluny.

habe, bin ich keine Spur von derselben gewahr worden, man kennt wohl die Benennung Orléaniste, und die Ausgewanderten setzen sie mit Jacobiner und Terroriste in eine Klasse — aber der gemeine Mann weiß nicht was er sich dabei denken soll, und macht sich ungefehr die nehmliche Idee von derselben, die er von den Jakobinern und Terroristen hat. Wenn sie noch existirt, so kann es nur unter den Konstitutionels seyn, obgleich die sichern Nachrichten, die man von den Söhnen des Herzogs von Orleans hat, diese Voraussetzung ganz unwahrscheinlich machen.

Doch dem sei wie ihm wolle, weder die Faktion Orléans, noch die Jacobiner, Konstitutionels und Royalisten dürfen sich wenig Unterstützung von dem Volke versprechen. Der große Haufen gehört eigentlich zu keiner Parthei, und wenn er handelt, so ist er irregeleitet, verführt. Er ist der Revolution herzlich müde, und würde jezt selbst die despotische Verfassung ertragen, ehe er sich entschloesse, sich durch den Umsturz dersel-

ben Linderung zu verschaffen. Der Wunsch der Nation nach Ruhe und Sicherheit des Eigenthums ist so entschieden, daß der geringste Versuch sie zu stören, für seine Urheber die nachtheiligsten Folgen haben würde, und wenn man es auch dahin brächte, sie auf einen Augenblick in Bewegung zu setzen so bin ich überzeugt, daß dieser Irrthum von keiner Dauer seyn, und daß sie unverzüglich zu dem Gehorsam gegen die bestehenden Gesetze zurückkehren würde. Der Revolutions-
taumel, der soviel Unheil in Frankreich gestiftet hat, ist aus den Köpfen verschwunden, das Volk ist in seinen natürlichen Zustand zurückgetreten, und man würde es jetzt nur mit vieler Mühe von neuem elektrifiziren können. In den Departementen bekümmert sich der große Haufen weder um die Maaßregeln der Regierung noch um die Intriguen der Faktionen. Niemand liest die öffentlichen Blätter, niemand sucht sich über die Angelegenheiten des Staats zu unterrichten, und ich möchte beinah behaupten, daß kaum ein Drit-

theil der Franzosen seine Verfassung kennt und versteht. Man irrt außerordentlich, wenn man sich einbildet, daß die politische Revolution eine unmittelbare Folge der Revolution sey, welche in den Köpfen der Nation vorgegangen ist. Dieses kann bloß auf einige Chefs angewandt werden, aber nicht auf die Masse des Volks. Diese handelte aus Interesse, aus Enthusiasmus und von dem Schein irre geleitet. Sie war thätig und ruhig, je nachdem es die Politik der Anführer erforderte; sie schwazte ihnen nach, was man ihr unaufhörlich vorsagte, sprach von Menschenrechten, die sie auswendig gelernt, aber nicht begriffen hatte, wollte bald einen König, bald eine Republik, ohne zu wissen welche Verfassung ihr am besten konvenirte, und gab in den Händen der herrschenden Parthei eine bloße Maschine ab, die sie nach Willkühr hin und her bewegte.

So lange Frankreich unter dem Druk der Tirannei sich befand, und niemand es wagen durfte, seine Meinung öffentlich bekannt zu ma-

chen, hielt es schwer, sich über die Denkungsart der Nation und ihre Grundsätze Licht zu verschaffen. Jetzt aber, da jedermann frei sprechen darf, jetzt wird man mit Erstaunen gewahr, wie wenig Aufklärung die Revolution über die Masse des Volks verbreitet hat. Die alten Vorurtheile, die man mit der Wurzel ausgerottet zu haben glaubte, treten nun mit neuer Stärke wieder hervor, der Fanatismus schwingt überall seine Fackel, und die Philosophie darf es kaum wagen, ihre Stimme laut werden zu lassen. Das Volk befindet sich in einer Unwissenheit, die alle Begriffe übersteigt, die Geschichte der Revolution ist ihm völlig unbekannt, es kennt die Faktionen, die sich in derselben ausgezeichnet haben, bloß nach ihren Namen, weiß die wichtigsten Epochen derselben kaum anzugeben, versteht die gegenwärtige Konstitution nicht, und die Menschenrechte sind für dasselbe leere Worte ohne Sinn. Hieraus wird es klar, daß die Revolution mehr durch die Umstände und die Intri-

guen der Chefs, als durch die in den Köpfen vorgegangne Veränderung der Denkungsart, bewerkstelliget worden ist. Sie ist die Wirkung der Ueberredung, der Verführung, des Enthusiasmus und der Gewalt, und muß nothwendig wieder rückgängig gehen, sobald diese Ursachen auf sie zu wirken aufhören. Die Regierung wird bei aller ihrer Aufmerksamkeit dieses Zurückschreiten höchstens nur aufhalten, aber nie verhindern können, und es bleibt ihr kein ander Mittel, der Revolution eine feste und unerschütterliche Stütze zu geben, übrig, als durch gute Erziehungsanstalten Philosophie und Aufklärung zu verbreiten. Wenn sie von dem jetzigen Moment der Erschlaffung und dem Wunsche der Nation nach Ruhe nicht profitirt, das Volk zu unterrichten vernachlässiget, so können in der Folge, wenn es sich wieder erholt hat, alle ihre Bemühungen, diesen Zweck zu erreichen, leicht vergeblich seyn.

Mit diesen Grundsätzen stellte sich das Volk bei den diesjährigen Wahlen ein. Es war nicht

Republikanismus, nicht das Bewußtseyn seiner ihm zukommenden Menschenrechte, nicht der Eifer das allgemeine Beste durch gute Wahlen zu befördern, der es dazu vermochte, sondern die Gewohnheit, und der Wunsch nach Ruhe ließen es ein Recht ausüben, von dessen guter oder schlimmer Anwendung das Heil und die Wohlfarth des Ganzen abhängen. Der Faktionsgeist, der lange im Stillen vorgearbeitet hatte, war nun bemüht, die Wahlen nach seinen Absichten zu lenken. Im Juradepartement hatte sich eine ganze Menge Ausgewanderter eingeschlichen, deren Operationen ein Adjutant des Prinzen Condé leitete. Es wurden unaufhörlich Kouriere an Ludwig XVIII. geschickt, um seine Genehmigung zu den vorgeschlagenen Wahlen einzuholen. Englisches Gold wurde mit vollen Händen ausgestreuet, Libelle und Schmähschriften gegen republikanischgesinnte Kandidaten kamen alle Tage zum Vorschein, am meisten wurden die Anhänger der Konstitution von 1791 ver-

läumdet, und man war bemüht, keine andere, als erklärte Royalisten zu Repräsentanten des Volks wählen zu lassen; aber der Ungestüm und die Unvorsichtigkeit der Ausgewanderten verdarb alles, die Konstitutionels behielten die Oberhand, und kein einziger von den von ihnen vorgeschlagenen Kandidaten wurde zum Deputirten ernannt.

Das Volk liefs sich durch ihre Deklamationen nicht irre führen, es durchschaute ihren Plan, und gab ganz natürlich denjenigen ihrer Mitbürger den Vorzug, die sich durch ihr politisches und moralisches Betragen sein Zutrauen erworben hatten. Da sein höchster Wunsch war, Ruhe und Ordnung in Frankreich zu erhalten und zu befestigen, so konnte es denselben nicht besser erreichen, als wenn es rechtschaffene, angesehene und wohlhabende Grundeigenthümer zu seinen Repräsentanten erwählte; hierauf ist fast durchgängig gesehen worden, und man hat bei den Wahlen weniger auf die politischen als auf die moralischen Grundsätze Rücksicht genommen. Die

Emigranten scheinen überhaupt wenig glücklich gewesen zu seyn, die Republikaner desgleichen, aber die Anhänger der Konstitution von 1791 haben fast allenthalben sich die Mehrheit der Stimmen zu verschaffen gewußt. In einigen, besonders in den mittäglichen Departementern, hat der Fanatismus einen nicht unbedeutenden Sieg bei den Wahlen davon getragen, und die Kotterien, die sie durchgesetzt, sollen es den neu ernannten Deputirten zur ersten Pflicht gemacht haben, nicht nur auf die Abschaffung aller revolutionairen Gesetze, sondern auch auf die Wiedereinführung der Religion, ihrer Ceremonien und Gebräuche, auf die Zurückberufung der deportirten Priester und auf ihre Befreiung vom Bürgereide aus allen ihren Kräften zu dringen.

Die Augen von ganz Frankreich sind nun auf den Eintritt des neuen Dritttheils in das gesetzgebende Corps gerichtet. Die Wahlen werden für allgemein gut ausgegeben, wenigstens von der herrschenden Parthei, ob sie es aber wirklich sind, das

das muß die Zukunft lehren. Eine gute Wahl ist nach dem Sinn dieser Faktion, wenn der Gewählte Religion hat oder heuchelt, ein rechtschaffener Mann, begütert, und der Konstitution von 1791 nicht unhold ist. Die Anzahl der republikanischgesinnten neuen Deputirten soll sehr gering seyn, und es steht zu befürchten, daß die gute Harmonie, die bis jezt zwischen dem Direktorium und dem gesetzgebenden Corps geherrscht hat, in der Folge sehr oft gestört werden wird. Die Aristokraten erheben mächtig ihr Haupt, sie bereiten sich zum Kampf, und scheinen sich mehr wie je mit der Hoffnung des Sieges zu schmeicheln. Alle Veränderungen, die durch die Revolution bewirkt worden sind, werden von ihnen laut verdammt, die gegenwärtige Regierung wird verläumdert, die mit einer Revolution nothwendig verbundenen Uebel, und ihre unausbleiblichen Folgen werden dem Direktorium zugeschrieben; wer es wagt verschiedener Meinung mit ihnen zu seyn, wird als ein Jakobiner verschrien, und

man läßt kein Mittel unversucht die gegenwärtige Konstitution in ihren Grundpfeilern zu erschüttern.

Bei dieser allgemeinen Unruhe der Gemüther war es nicht möglich, daß die Nachricht von der Unterzeichnung der Friedenspräliminarien große Sensation verursachte. Ich war eben in Dole angekommen, als sie dort bekannt gemacht wurde. Das Volk schien sie mit Vergnügen anzuhören, und hin und wieder wurde ich gewahr, daß mehrere Mütter sich freuten, ihre Söhne bald wieder zu umarmen; aber es war nicht jene ausgelassene Freude, die sich nach meiner Meinung eines Volks bemächtigen muß, wenn es die Nachricht erhält, daß dem Blutvergießen, das ihre Väter Söhne und Brüder hinraffte, ein Ende gemacht sei. Auf mehreren Gesichtern glaubte ich Zweifel an der Aechtheit derselben zu lesen, und dieses könnte nur allein die Zurückhaltung ihrer innern Gefühle, die sich bei dem Empfang dieser Nachricht auferte, entschuldigen. Nichts ist schmerzhafter,

als sich in seinen angenehmsten Hofnungen getäuscht zu sehen, und wer diese traurige Erfahrung oft gemacht hat, überläßt sich nicht eher, als nach positiver Gewissheit ihrer Erfüllung, dem Uebermaße der Gefühle, das schon der geringste Schimmer eines glüklichen Erfolgs in seinem Busen aufgeregt hatte.

In einigen Dörfern kannte man diese Friedenspost noch gar nicht, in andern hielt man sie für ein blos ausgesprengtes Gerücht, um das Volk mit leeren Hofnungen noch einige Zeit hinzuhalten. Ueberall bemerkte ich ein gewisses Misstrauen in die Nachrichten der Regierung, man bezweifelte alles, was sie der Nation über die auswärtigen Verhältnisse Frankreichs mittheilte, glaubte nur dann an die Siege der Armeen, wenn sie ihnen von ihren dort befindlichen Verwandten bestätigt wurden, und nahm beinah für ausgemacht an, daß das Direktorium ein Interesse habe, sie mit verfälschten Berichten zu hintergehen. Dieses ist die Frucht der Verläumdungen,

welche die Emigranten auszutreiben bemüht sind. Das Zutrauen der Nation haben sie der Regierung in den meisten Departementen entzogen, sie haben ihre mächtigste Stütze untergraben, und wenn sie der allgemein überwiegende Wunsch nach Ruhe nicht aufrecht erhielt, so würde ich keinen Augenblick für ihre anhaltende Dauer gut sagen.

Die innere Ruhe von Frankreich, die Ruhe von Europa, und die Wiederherstellung des Friedens hängen einzig und allein von dem System ab, welches das neue Drittheil annehmen wird. Die abgehenden Deputirten sind meistens alle Republikaner, einige Jakobiner, und die zurückbleibenden Gemäßigte, Anhänger der Konstitution von 1791. und ehemalige Konventsmitglieder. Diese letztern hatten bis hieher die Majorität in den beiden Räthen, stimmten mit dem Direktorium, dessen überwiegende Mehrheit mit ihnen gleicher Meinung war, allezeit überein, duldeten nicht den geringsten Angriff auf die gegenwärtige Verfassung, waren erklärte Feinde der Aristokra-

ten, Royalisten, Ausgewanderten und Priester, und unterstützten die Regierung in Allem, was sie nach ihren äussern und innern Verhältnissen zu unternehmen für gut befand. Nun kommt es darauf an, für welche von beiden Partheien sich die neu ankommenden Deputirten erklären werden: von diesem Entschlusse hängt die Bestimmung der Majorität des gesetzgebenden Corps ab, die Ruhe von Frankreich und die Beschleunigung des Friedens.

Nach allem, was man mir über die Grundsätze und den Privatcharakter der neuen Deputirten gesagt hat, ist es mehr als wahrscheinlich, dass sie sich für die Minorität der beiden Conseils erklären werden. Die meisten von ihnen haben Ursache sich über die Revolution zu beklagen, oder waren Zeuge von ihren Ausschweifungen: andre haben versprochen müssen, auf die Abschaffung aller noch bestehenden revolutionairen Gesetze zu dringen, und das harte Schicksal der Ausgewanderten und der ungeschwornen und de-

portirten Priester zu mildern. Sie kommen also alle mit Vorsätzen hier an, die zwar der gegenwärtigen Volksstimmung, oder vielmehr nur der Salons *) angemessen sind, aber in die Plane der Regierung keinesweges passen, und selbst mit dem Texte der Konstitution sich nicht vertragen. Ueberdies so sind die meisten Neulinge in den Geschäften, und sowohl mit der Staatswissenschaft wie mit dem Gange der Intriguen gänzlich unbekannt. Die Begierde sich auszuzeichnen und von sich sprechen zu machen, kann sie leicht hinreissen, der Beifall den sie dafür in ihren Kotterien einzuerndten gewiss seyn können, wird sie noch mehr dazu aufmuntern, sie werden eilen die erhaltenen Aufträge sobald als möglich auszurichten

*) Man nennt in Paris Salons diejenigen Gesellschaften, die sich zu gewissen Stunden des Tages in den angesehensten Häusern versammeln, und aus den aufgeklärtesten Köpfen beiderlei Geschlechts bestehen. Sie sind meistens aristokratisch, und haben einen grossen und mächtigen Einfluss auf die beiden Räte und das Direktorium.

und es muß nothwendig zwischen ihnen und den republikanisch gesinnten Deputirten eine Spaltung entstehen, die bei der gegenwärtigen Gährung der Gemüther in Paris von den nachtheiligsten Folgen seyn kann. Das Direktorium darf sich wenig Unterstützung von dem neuen Drittheil versprechen, außer den Generalen Pichegru und Jourdan nennt man bis jezt noch keine entschiedene Republikaner unter ihnen, aber dafür desto mehr Anhänger der Konstitution von 1791, Aristokraten und Royalisten.

Zwölfter Brief.

Paris den 19. Mai 1797.

Ich habe seit meinem leztern Briefe wenig Zeit auf die Besichtigung der Merkwürdigkeiten von Paris verwenden können, dafür aber habe ich Gelegenheit gehabt, einen Blick in das Innere der Familien zu thun, und mich mit der hiesigen Lebensweise und dem Ton der Gesellschaften bekannt zu machen. Diesen Vortheil habe ich den guten und wichtigen Empfehlungsschreiben, die ich mitgebracht habe, zu verdanken. Ich bin dadurch mit einigen der angesehensten ehemaligen adlichen Familien in Verbindung gekommen, ich habe mehrere bekannte und geschätzte Deputirte kennen gelernt, verschiedene Personen vom Corps diplomatique, und bin überhaupt in Familien eingeführt worden, von welchen ich mir viel Unterhaltung in der Zukunft verspreche. In den adlichen Häusern hat man mich mit viel Höflichkeit (politesse) aufgenommen, man hat mich zu Tische

eingeladen, und mich mit Komplimenten überhäuft, die ich nicht zu erwidern verstand. Ich habe in einigen derselben mehrere wichtige und interessante Männer kennen gelernt, einige Helden von der italiänischen Armee, und Frauenzimmer, die hier als Schönheiten allgemein anerkannt sind. Von den Reizen der ehemaligen Markise von C . . . werden Sie gehört haben: ihr zur Seite stelle ich die Herzogin von A . . . und die Gräfin von C . . . die durch die sanfte Melancholie, die ihr Auge umschwebt, und eine Folge vieler ausgestandenen Leiden ist, nur noch interessanter wird. — Ich sage Ihnen heute noch nichts über den Ton dieser Gesellschaften, ich will ihn erst noch genauer kennen lernen, und es dann versuchen, ein treues Bild davon zu entwerfen. Nach den darüber gemachten Beobachtungen, finde ich ihn nicht sehr von dem Ton, der in den guten Gesellschaften in der Schweiz herrscht, verschieden, die Weiber gleichen sich völlig, und nur die Männer, besonders die jun-

gen, betragen sich mit weit mehr Ungebundenheit und Zwanglosigkeit, und schnattern so viel untereinander und in einander hinein, daß ich verzweifle es ihnen bei aller meiner Geläufigkeit in der französischen Sprache je darin gleich zu thun.

In den angesehenen bürgerlichen Familien bin ich mit zuvorkommender Freundlichkeit aufgenommen worden. Da sie mehrentheils alle ursprünglich Deutsche oder Schweizer sind, so konnte ich auch unter dem Gewande der französischen Sitten und Gebräuche den Stamm erkennen, auf welchen die Zeit diese fremdartigen Zweige gepfropft hatte. Ich befand mich wohl in ihrer Mitte, und kann wohl sagen, besser als in jenen Zirkeln, wo man unaufhörlich nach Wiz und Verstand hascht, ohne ihn je oder doch nur höchst selten zu erreichen. In diesen Gesellschaften habe ich mich mit Gelehrten, mit Künstlern und Männern befunden, die im Stillen wirken, und deren Verdienste nicht nach Würden bekannt sind.

Reelle und solide Kenntnisse, und wahre Ausbildung des Geistes glaube ich hier nur allein bemerkt zu haben, und wenn mich dort der Flitter blendete, so konnte ich dem innern Werthe, den ich hier antraf, meine Hochachtung unmöglich versagen. — Ich stehe also jetzt zwischen zwei ganz verschiedenen Klassen mitten inne, und hoffe dadurch so wohl in politischer als moralischer Rücksicht manche nicht unbedeutende Beobachtungen zu machen. Eins thut mir leid, daß ich die Deputirten nicht so oft, als ich es wünschte, sprechen kann. Da ich nur solche kenne, die es sich angelegen seyn lassen, das ihnen aufgetragene Amt gewissenhaft zu erfüllen, so bleibt ihnen wenig Zeit zu gesellschaftlichen Unterhaltungen übrig.

Bis ich den Geist der hiesigen Gesellschaften, die Lebensweise, die Sitten und Gebräuche und den Grad der Aufklärung, der Kenntnisse und der Moralität, der unter den höhern gebildeten Ständen sowohl als unter der Masse des Volks an-

zutreffen ist, genauer kennen lerne, um Ihnen ein richtiges Resultat darüber vorlegen zu können, will ich in der Beschreibung der Merkwürdigkeiten von Paris, ohne mich zu unterbrechen, fortfahren, Sie ins Palais royal, in die Tuilleries, in die elisäischen Felder und auf alle öffentliche Plätze führen, und mit den wichtigsten öffentlichen Anstalten und den angesehensten Kunst- und Gemäldesammlungen bekannt machen.

Ich übergehe hier die Theater, die man auf dem Wege von den Boulevards nach dem Palais royal auf beiden Seiten desselben antrifft, weil ich mir vorgenommen habe, sie unter einer andern Rubrik weitläufig zu beschreiben. Ueberdies so gehört das Palais royal zu den Merkwürdigkeiten von Paris, von welchen man im Auslande am häufigsten spricht, das alle Fremde gleich nach ihrer Ankunft vorzugsweise besuchen, und das in der That so selten in seiner Art ist, daß es seinen weit ausgebreiteten Ruf nicht ohne erhebliche Gründe zu verdienen scheint. Es ist

von drei Seiten von engen und schmutzigen Straßen umgeben, vor der Façade desselben ist ein kleiner Platz in Form eines Halbzirkels, der beständig mit Wagen bedeckt ist; seine Form ist ein Parallelogramm, welches eine nach der Schnur gebaute Reihe Häuser, die durch ihr Aeufferes nicht die geringste Aufmerksamkeit erregen, bildet, und man muß nothwendig in das Innere eindringen, wenn man die grossen Erwartungen, die man sich gewöhnlich davon zu machen pflegt, befriedigt wissen will.

Hier bietet sich dem neugierigen Beobachter ein ganz neues Schauspiel dar, hundert Gegenstände ziehen seine gespannte Aufmerksamkeit zu gleicher Zeit auf sich, er sieht sich auf einmal, wie durch einen Zauber, mitten unter eine Menge Menschen versetzt, die in beständiger Bewegung sind, und deren Nähe er kaum ahnete, und er ist unentschieden, ob er zuerst das Innere des Gartens oder die prächtige Kolonnade und die hinter derselben befindlichen Gallerien in Augenschein

nehmen soll. Die drei Reihen Häuser, die den Garten einschließen, und nach den Straßen zu ein unansehnliches Aeuffere haben, sind von innen mit Festons und Basreliefs geziert, meistens drei Stokwerke hoch, und haben rings herum eine Balustrade, auf welcher von Entfernung zu Entfernung Vasen stehen. Die beiden Längen des Gartens sind mit mehreren Alleen Kastanienbäume besetzt, die aber entweder noch zu jung sind, oder da sie nicht freie Luft genug haben, nur schwer fortkommen und wenig Schatten geben. In der Mitte des Gartens ist ein langes, niedriges, hölzernes Gebäude, das mit Schnitzwerk und jonischen Säulen geziert ist, und der Zirkus heisst. Das Lycäum der Künste versammelt sich in einem Theile desselben, und die übrigen bewohnen Kaffeeschenken, Restaurateurs, Glaciers und Krämer. Die innern Zimmer sind sehr schön meublirt, gut unterhalten, und da mehrere unter der Oberfläche des Gartens sich befinden, so werden sie in heißen Tagen, wegen

ihrer angenehmen Kühlung, sehr häufig besucht. Außer dem Cirkus sind noch fünf andere Pavillons in der Mitte des Gartens, von welchen einer zur Hauptwache, und die andern zu Lesecabinetten und Kaffeeschenken dienen. — Ich muß gestehen, daß ich, so sehr mir auch die innere Einrichtung des Cirkus gefällt, ihn doch lieber ganz weg wünschte. Er benimmt dem Garten einen großen Theil seiner Schönheit, kontrastirt mit den majestätischen Seitengebäuden desselben zu sehr, und dient dem Diebsgefindel nur zum Schlupfwinkel.

Bei Tage und wenn es schön Wetter ist, geht man in dem Garten spazieren, oder läßt sich auf den daselbst befindlichen Stühlen nieder. Des Abends haben die Gallerien, die rings um denselben sind, viel zu viel Anziehendes, als daß man dem dunkeln und unsichern Garten den Vorzug geben könnte. Man muß sie gesehen haben bei Tage und bei der Erleuchtung des Nachts, um sich einen richtigen Begriff davon machen zu können. Die Mannigfaltigkeit der Gegen-

stände, die sie darbieten, übertrifft alle Beschreibung, und jeder gewagte Versuch sie darzustellen, muß unglücklich ausfallen. Denken Sie sich eine Straſse wo ein Gewölbe an das andere anstößt, lassen Sie in denselben allerlei Waaren mit Geschmack und Symmetrie auslegen, zieren Sie das Innere mit schönen Kronleuchtern und hellen Spiegeln, und Sie werden kaum einen Schatten von dem Prospekt haben, welchen das Palais royal darbietet. Sobald es dunkel zu werden anfängt, werden die Reverberen angezündet, die Kaufleute erleuchten ihre Gewölbe, wissen dem Lichte eine so vortheilhafte Richtung zu geben, daß ihre Waaren weit schöner erscheinen, und die auf- und abgehende Menge, durch die man sich kaum durchdrängen kann, betrachtet mit gierigen Blicken die hinter den Glascheiben ausgelegten Verkaufsartikel. Beim Sonnenlichte haben sie freilich nicht so viel Reiz, auch der Zulauf ist nicht so groß, aber da niemand comme il faut, und besonders keine Frauenzimmer des Abends

Abends dahin gehen, so kann ich Sie unmöglich um diese Zeit hin führen, und Sie werden sich entschließen müssen, mit mir um die Mittagsstunde dem Palais royal einen Besuch abzustatten.

Der Wagen fährt bis in den zweiten Vorhof hinein, und wir steigen vor dem Eingange der Gallerie aus, die das Palais royal in seiner Breite durchschneidet, und mit der Façade desselben eine Parallellinie bildet. Sie werden hier zwei bedekte Gänge, (*les galleries des bois*) gewahr, die an einander anstoßen, und die Boutiquen die sich zwischen ihnen befinden, und die mittlere Linie formiren, sind von beiden zugänglich; in jener sind meistens Buchhändler, Antiquarien und Galanteriehändler, in dieser Puz- und Modehändlerinnen. Sie scheinen unschlüßig zu seyn, welche Sie wählen sollen. — Lassen Sie uns die erste links nehmen, denn die Produkte des Geistes wechseln nicht so häufig, wie die Erfindungen der Mode; jene können Sie vielleicht nach Jahren noch in demselben Laden, und mit dickem Staube

bedeckt, unberührt und unbenuzt antreffen, da Sie hingegen nicht sicher sind, ob Sie diesen eleganten Hut à l'incroyable, à la merveilleuse, morgen wieder finden. Sie sehen nun, mit welcher Symmetrie, mit was für Geschmack hier die Moden ausgelegt sind: Sie können sie beinah mit einem Blick übersehen, wenn Sie aber jede einzeln untersuchen wollten, so zweifle ich nicht, daß Sie manches an ihnen auszusetzen haben würden. — Betrachten Sie, hier neben an, diesen Laden mit Perücken, bewundern Sie die Ordnung, mit welcher sie aufgestellt sind, und die Mannigfaltigkeit der Farben, die sie unterscheiden; Sie werden wenig blonde gewahr — die Mode hat sie größtentheils verbannt, und braune und schwarze Haare, nach griechischer Art geflochten, zieren jetzt den schönen Kopf und den weissen Nacken unserer Modeheldinnen.

Hier schallt Ihnen eine rauschende Musik aus einem Keller entgegen; eine Tafel sagt Ihnen, daß es ein Caffé musical ist; — ich war nie da

unten, aber eine gewisse Klasse Menschen besucht ihn sehr häufig. — Vor Ihnen dehnt sich nun eine von den langen Seitengallerien aus, Sie können das Ende davon kaum erblicken, und die in derselben befindlichen Menschen hindern Sie Ihre Neugierde auf einmal zu befriedigen. — Voilà le journal du matin, la séance des deux conseils! Voilà la liste de tous les députés du corps législatif! Voilà la description de tous les acteurs et actrices de Paris! Diese und noch eine ganze Menge anderer Voilà tönen Ihnen unangenehm entgegen, und man muß es gewohnt seyn, um sich nicht daran zu kehren, und durch die ungewöhnlichen, aber falschen Anzeigen irgend eine Brochure von diesen Kolporteurs zu kaufen, verleiten zu lassen. Zu Ihrer Rechten haben Sie nun den Garten, in welchem Sie, zwischen den Säulen durch, die Auf- und Abgehenden bemerken können, zu Ihrer Linken sind grössere und kleinere Gewölbe, Kaufläden und Boutiquen,

Gestehen Sie, daß die hier aufgehängten Shawls, Linons, Musseline, Tücher und Strüm-

pfe außerordentlich reizen, man wünscht alles auf einmal zu besitzen, und die Schwierigkeit in der Auswahl kann die Liebhaber nur allein von übermäßigen Ausgaben zurückhalten. Wenn Sie neugierig sind, diese Waaren genauer zu besehen, so gehen Sie in das Gewölbe; — Sie brauchen nichts zu kaufen, und dürfen nur beim Fortgehen sich die Adresse des Kaufmanns geben lassen. — Nicht wahr, es ist Ihnen schwer angekommen, mit leeren Händen das Gewölbe zu verlassen? — Die schönen Sachen reizten Sie außerordentlich, das habe ich Ihnen angesehen, aber noch mehr die Artigkeit und Höflichkeit, mit welcher man bereit war Ihnen alles vorzuzeigen, was Sie zu sehen wünschten. Nebenan ist ein Gewölbe mit Silbergeschirr, in welchem Sie in zehn Minuten alles was Sie davon in Ihrem Hause nöthig haben, kaufen können. An dieses stößt ein Laden mit Galanteriefachen: Uhren, Medaillons, Ohrringen, goldene Halsketten, Armbänder, Ringe und alles was reich und kostbar ist, finden Sie hier bei-

sammen. Man darf es nicht wagen hinein zu gehen, ohne wenigstens hundert Louisd'or in der Tasche zu haben, denn Sie sehen, die meisten Sachen sind stark mit Perlen und Diamanten besetzt, und man fordert Ihnen für eine einzige neumodische Hemdnadel zwanzig auch dreißig davon ab. Auf diesen folgt ein großes Gewölbe mit dem schönsten Porcellain aus der Fabrike von Sève. Betrachten Sie die antiken Formen dieser Vasen, die schönen Tassen, das kostbare Theeservice und auf allen die herrliche Malerei und die richtigen Zeichnungen. Alles ist hier viel theurer, als in den Niederlagen zu Berlin und Dresden, und ich weiß nicht, ob die Ursache in der Güte des Porcellains oder in der hohen Meinung, die man davon hat, liegt.

So wechseln die Gewölbe in den Gallerien ununterbrochen mit einander ab, und wer im Palais royal wohnt, findet innerhalb der Grenzen desselben alles beisammen, was zum physischen und moralischen Unterhalt des Lebens nothwendig

ist. Eine ganze Menge Kaffeeschenken und Restaurateurs bieten ihm das Frühstück und Mittagessen an; Schneider und Schuster sind zu seinem Befehl, oder wenn er Lust hat, so kann er in fünf Minuten sich von Kopf bis auf die Füße ganz neu kleiden; alles was er im Innern seines Hauses braucht, liefern ihm die verschiedenen Gewölbe, es hängt von ihm ab, die öffentlichen Blätter sich auf sein Zimmer bringen zu lassen, oder sie in einem von den Lesekabinetten zu durchlaufen. Die hier befindlichen Buchhändler bieten ihm die neuesten und besten Geistesprodukte an, und wenn er dennoch lange Weile hat, so steht ihm die Wahl zwischen zwei Theatern frei, oder er kann gute, mittelmässige und auch schlechte Gesellschaft zu jeder Stunde des Tages zu sich einladen. Hieraus sehen Sie, daß man im Palais royal, wenn man nicht devot ist, leben und sterben kann, ohne je seinen Umkreis zu verlassen. Hätte der Herzog von Orleans, als er es erweiterte und ihm seine gegenwärtige Einrichtung

gab, ein Kloster in demselben erbaut, so blieb Niemand das geringste zu wünschen übrig.

Lassen Sie uns nun einen Blick auf die Anschlagzettel werfen, die die Säule zur Rechten, von oben bis unten bedecken, Hier sind die Anzeigen, was in den verschiedenen Theatern heute gespielt wird; dort bietet Jemand seine medizinischen Charlatanerien an. Die Prospektus von zehn neuen Journalen, die schon erschienen sind oder noch erscheinen sollen, werden täglich frisch wieder aufgeklebt. Anzeigen von neuen Büchern und Brochüren sind in Menge vorhanden, eine führt den Tittel: *de la nécessité d'adopter l'esclavage en France*, eine andere: *Coup de grace aux Jacobins*. An diesem Pfeiler ist ein heftiger Angriff gegen die Republikaner angeklebt, eine andere Schrift vertheidiget die römischkatholische Religion, die Priester und Ausgewanderten, und eine dritte fordert das gesetzgebende Corps auf, alle revolutionairen Gesetze und noch bestehende Anordnungen ohne Unter-

schied und ohne zu säumen, aufzuheben. Dagegen ist an jenen eine Anklage gegen die Volksaufwiegler; die Emigranten und Priester werden für die Rädelsführer davon gehalten, die jetzige Regierung wird in derselben vertheidigt, und das Direktorium von allen Beschuldigungen frei gesprochen, mit welchen man es gern zu Boden drücken möchte. — Ein Auszug aus Mezeray's Geschichte von Frankreich warnt hier die Pariser durch Thatfachen vor der Rückkehr zum Königthum; dort giebt man in einer andern Schrift nicht undeutlich zu verstehen, daß Frankreich nicht anders als unter einem König glücklich seyn könne. Avis aux Parisiens, Lisez, Arretez, Ecoutez, finden sie beinah auf jedem Blatte mit grossen Buchstaben abgedruckt, das Volk liest was ihm gefällt, und denkt selten über das Gelesene nach.

Alle diese Affichen, Plakarde und Annoncen bleiben nicht länger als einen Tag an ihrem Platze, sie werden entweder abgerissen oder den

folgenden mit neuen überklebt. Morgen würden Sie keine einzige von heute mehr finden und so wechseln sie alle Tage mit einer unglaublichen Schnelligkeit ab. — Ich rathe Ihnen nicht, die andern Gallerien zu durchgehen, was Sie in dieser gesehen haben, finden Sie dort wieder. Aber ehe wir das Palais verlassen, bitte ich Sie, einen Blick auf die hier ausgelegten Bücher zu werfen. Dieser Buchhändler scheint es sich zum Geschäft gemacht zu haben, mit allen aristokratischen und royalistischen Verlagsartikeln vorzüglich zu handeln. Neckers neues Werk über die französische Revolution werden Sie zuerst gewahr; — es ist viel gelesen worden, und hat grosse Sensation gemacht; ihm zur Seite liegt: *Dernier tableau de Paris et de la révolution française*, der erste Band mit Ludwig XVI. und der zweite mit Ludwig XVII. Bildniss. Auf dieses folgen: *Des causes de la révolution et de ses résultats*; *les Candidats ou les grands hommes de l'an V.* mit dem Motto: *ridiculum acri*; *l'Accusateur public*; *Le*

défenseur des anciennes institutions ; einige Brochüren für die Wiederherstellung der katholischen Religionsübungen und Gebräuche, und schlechte Kupfer Ludwig XVI. und seine Familie vorstellend. Alles was darauf abzweckt, eine Veränderung der gegenwärtigen Verfassung vorzubereiten oder hervorzubringen, wird hier aufgenommen und mit Affektation vor den Augen der Vorübergehenden ausgelegt.

Ich weiß nicht, ob Sie sich nach dieser Beschreibung einen unvollständigen Begriff von dem, was das Palais royal eigentlich ist, werden machen können. Die Gegenstände sind dort so sehr gehäuft, daß es unmöglich hält, sie alle mit einem Blick zu überschauen und aufzufassen. Man kann zehn, zwanzigmal dahin gehen, und man wird immer neue Bemerkungen machen. Es ist ein unaufhörliches Schauspiel, dessen Vorhang nach Mitternacht erst heruntergelassen, und mit Tagesanbruch aufgezogen wird. Die Scenen und Akte wechseln in demselben mit unglaublicher Schnel-

ligkeit ab, keiner gleicht den andern, sie haben alle den Reiz der Neuheit, werden selten oder nie wiederholt und erregen bald Lachen, bald Niedergeschlagenheit und Weinen. Jedermann ist Zuschauer und Schauspieler zugleich, ein jeder spielt seine Rolle nach der Natur, sie sind meistens Character — und Liebhaberrollen, und es steht allen frei, die eine mit der andern zu vertauschen.

Dadurch wird das Palais royal in moralischer Rücksicht außerordentlich wichtig. Es ist der Sammelplatz aller Wucherer, Agioteurs, Betrüger, Taschendiebe, Spizbuben, Kuppler, Freudenmädchen und gewissermaßen des Auswurfs der menschlichen Gesellschaft. — Da der Nationalschatz ganz in der Nähe ist, so begiebt sich jedermann von dort hieher, um die in demselben erhaltenen Staatspapiere gegen baar Geld zu verkaufen. Auf dem kurzen Wege dahin wird man alle Augenblicke angehalten und gefragt: Avez vous des trois quarts? Des Bons? des Assignats? Kaum

ist man im Palais royal gegen zwei Uhr, zu welcher Zeit sich hier die Wucherer, Agioteurs, Banquiers und ihre Agenten versammeln, angekommen, so werden diese Fragen von neuem wiederholt, und wenn man Hunderttausende in Papiergeld hat, so kann man sie in einer Viertelstunde freilich mit großem Verlust, loswerden. Eine von den zwei großen Hauptalleen des Gartens ist voll Menschen, die hier das Interesse und der Eigennuz zusammen bringt. Ein dumpfes Gemurmel, von welchen man kein Wort unterscheiden kann, zeugt von der Aemligkeit der Anwesenden, ihre Geschäfte abzuhandeln und sich über neue Spekulationen zu besprechen; an verschiedenen Orten formiren sich undurchdringliche Gruppen, die der Verkauf des Papiergeldes oder der Renten gebildet hat; an andern hat man einen Taschendieb über seinem Gewerbe ertappt, das Volk strömt hinzu, es wird ein allgemeiner Auf-
 lauf, und die herbeieilende Wache kann kaum die Menge durchbrechen und den Schuldigen der

Wuth des Pöbels entziehen. Unterdeffen üben seine Kameraden ihr Handwerk in dem Gedränge mit besserem Erfolg oder erregen unter sich an einem andern Orte einen Streit; das neugierige Volk läuft herbei, der Zulauf wird immer grösser und man wird die Absicht desselben nicht eher gewahr, als bis einer oder der andere den augenblicklichen Verlust seiner Uhr oder seines Geldbeutels bekannt macht. Fremde sind diesen Betrügereien sehr häufig ausgesetzt, und die hiesigen Taschendiebe eben so geschickt in ihrer Kunst, wie die englischen. Sie wissen mit vieler Behendigkeit eine Roktasche entzwei zu schneiden, und die Uhren und das Geld aus den verborgensten Falten hervorzuholen.

Diese Menge Volks bleibt hier bis gegen vier Uhr beisammen, und es entsteht nun ein gewisser Stillstand der Handlung, der seinen Grund in den physischen Bedürfnissen der handelnden Personen hat. Indessen wird doch der Garten und die Gallerien niemals ganz leer, und man kann die

gegenwärtige Scene mit einem Zwischenakte vergleichen, welcher den Uebergang von dem Vorspiel zu dem Nachspiel bereitet. Nach fünf Uhr schon finden sich die Liebhaber des Palais royal wieder ein, gehen im Garten spazieren, oder lassen sich auf den Stühlen nieder, die in demselben vermiethet werden. Jetzt erscheinen auch die Nymphen, die es bewohnen, im glänzenden Anzuge. Des Morgens wurde man sie kaum gewahr, weil die Menge der Männer zu groß oder weil ihr Morgenanzug nichts weniger als reizend war. Wenn sie die Alleen und Gallerien im Fluge durchstrichen haben, lassen sie sich auf den Stühlen nieder, versuchen es ein bescheidenes und sittsames Ansehen anzunehmen, aber da ihnen diese gezwungene Rolle bald zur Last wird, so eilen sie, sich in ihrem natürlichen Charakter wieder zu zeigen. So lange die Laternen nicht angesteckt werden, geht ihre Erndte nicht an, und sie müssen sich bis dahin mit Versprechungen, Zusagen und Hofnungen begnügen.

Sie würden vor Entsetzen zurückschaudern, wenn ich Ihnen das Bild, welches das Palais royal des Abends darbietet, nach der Natur ausmalen wollte. Die Brutalität der Männer übersteigt allen Begriff, die Frechheit der Weiber hat nicht ihres Gleichen, und das Laster ist in Kindern von zehn und zwölf Jahren schon tief eingewurzelt. Dem philosophischen Menschenkenner bietet sich hier ein unerschöpflicher Stoff zu Bemerkungen über die Verderbtheit des menschlichen Herzens an, und wenn er Muth hätte, in die innern Geheimnisse der sich hier aufhaltenden Mädchen, und in die Orgyen, die bei ihnen gefeiert werden, sich einweihen zu lassen, wie manchen Aufschluß würde er über Dinge erhalten, die jetzt noch im Dunkeln verborgen sind, wie manchen Faden von Konspirationen und schändlichen Plänen entdecken, und welch' eine reiche Ausbeute für die Seelenkunde machen. Alles vereinigt sich hier, um ihm dieses Geschäft zu erleichtern; er findet im Palais royal Betrüb-

ger und Betrogene, Verführte und Verführer, Hehler und Stehler, Verzweifelte und dem Schicksal Trotzende, boshaft Verstokte und von Gewissensbissen gepeinigte Verirrte, mit einem Worte alle Laster, die einer schlechten Erziehung, den Umständen, dem Beispiel, der Verführung und der Bosheit des Herzens zugeschrieben werden können. Ich bin überzeugt, daß hier manches Mädchen die Schändlichkeit ihres Gewerbes tief fühlt, und darüber verzweifelt, aber sie hat nicht arbeiten gelernt, hat auch keine Lust dazu, sieht keinen einzigen Ausweg vor sich, aus diesem Labyrinth zu entkommen, und so wandelt sie in demselben, sich selbst unbewußt, fort, verirrt sich immer mehr, und stürzt endlich in den Abgrund, der sie am Ziel erwartet.

Die Fremden besuchen das Palais royal am häufigsten, und dort ist es, wo ich die meisten meiner sich hier aufhaltenden Bekannten angetroffen habe. Die Pariser gehen nur dann hin, wenn

wenn sie ihre Geschäfte dahin führen, die man des Abends dort antrifft, findet man nie in den guten Gesellschaften. Es steht überhaupt bei Personen von den höhern und gebildeten Ständen in so übeln Ruf, daß man es kaum wagen darf, sich dort sehen zu lassen, wenn man nicht in ihrer Meinung verlieren will; dieses ist nicht übertriebene Delikatesse oder Affektation, es ist das Resultat einer sehr richtigen Schlussfolge, denn wer sich im Palais royal gefällt, kann unmöglich an guter Gesellschaft Vergnügen finden. Man ist sehr nachsichtig gegen Männer, man verzeiht ihnen leicht jede andere Thorheit, aber man duldet nicht, wenn sie mit dem Auswurf des weiblichen Geschlechts sich einlassen, und hier ihre Gesundheit, ihre Ehre und jede gute Gewohnheit aufs Spiel setzen.

Indem ich dieses schreibe, versichert man mich, daß das Direktorium, auf den Vorschlag des Ministers der innern Angelegenheiten be-

geschlossen habe, das Palais royal zu durchbrechen, und Straßen in demselben anzulegen. Wie freue ich mich, es noch gesehen zu haben, denn seines üblen Rufs ungeachtet, bleibt es doch eine der ersten Merkwürdigkeiten von Paris.

Dreizehnter Brief.

Paris den 21. Mai 1797.

An E. v. D...

Meine Aufmerksamkeit war die Zeit her, daß ich in Paris bin, mehr auf die Entdeckung und Ergründung der öffentlichen Meinung (*opinion publique*) der Pariser, als auf die politischen Begebenheiten gerichtet. Ich bilde mir ein, daß wenn man darüber einen richtigen und untrüglichen Aufschluß sich verschafft hat, es unendlich leichter seyn müsse, das System der Regierung zu erforschen, und die Ereignisse nach ihrem wahren innern Werthe zu würdigen.

Kein Monarch darf es wagen, sich über die allgemeine Volksstimmung weg zu setzen, sie legt ihm oft Fesseln an, die er mit aller seiner Macht nicht zerbrechen kann, und thürmt der Ausführung seiner ehrgeizigen und verderblichen Pläne Hindernisse entgegen, die er nicht bei Seite zu räumen vermag. Selbst der Despot muß sie wi-

der Willen respektiren, er kann nur mit der größten Gefahr sie verachten, und indem er ihr trotzt, muß er auch entschlossen seyn, die Grundsätze des Rechts und der Billigkeit mit Füßen zu treten. Aber wenn die öffentliche Meinung jenen Grad von Ehrwürdigkeit und Ansehen erhalten, wenn sie das Palladium der Gesetze, die Schutzwehr der Unschuld, und die Vertheidigerin der Menschheit seyn soll; dann muß sie nicht das Resultat des Faktionsgeistes, nicht die Wirkung des Hasses und Neides, nicht die Folge des Irrthums und der Verführung, nicht schwankend und ungewiß, sondern fest und unerschütterlich, kühn ohne zu trotzen, und auf das Bewußtseyn der Pflicht, des Rechts und der uneigennützigsten Absichten gegründet seyn.

Einer solchen Volksstimmung widersteht kein Despot, er zittert vor ihr, wenn sie gegen seine Willkühr gerichtet ist, giebt nach, und wagt es nicht einmal, wenn sie Beharrlichkeit zeigt, sie zu bestechen, oder mit glatten Worten und leeren

Versprechungen hinzuhalten. Noch viel weniger aber können ihr die Vorgesetzten in Republiken Widerstand leisten. Dort hindert sie zu Zeiten noch die Uebermacht, die militärische Strenge und die Fesseln, welche die Press- und Denkfreyheit vernichten, sich öffentlich und laut zu erklären; hier aber ist ihre Schuldigkeit sich zu äußern, sie steht unter dem Schutze der Gesetze, niemand darf es wagen ihr Einhalt zu thun, und von ihrer Entscheidung hängt der Sturz oder die Erhaltung der Mitglieder der Regierung selbst ab.

Aber wo ist eine öffentliche Meinung, wie ich sie mir hier denke, anzutreffen? — In Deutschland? — Die Deutschen sind keine Nation, und diese muß man seyn, wenn man Gemeingeist haben will. In England? — dort sehe ich nur Hofstimmung, seitdem Pitt dem Volke mit dem Schreckbilde Revolution Furcht eingejagt hat, ein unzusammenhängendes Ganze, gesunde Glieder und mächtige Nationalvorurtheile. In Frankreich? — Ach! auch hier hab ich vergeblich

darnach gesucht, und nichts als ein unentschiedenes Schwanken der Grundsätze bemerkt.

Was ich Dir über die öffentliche Meinung in den Departementen gesagt habe, kann auf Paris ebenfalls mit Grund angewandt werden. Der Masse des Volks ist es gleichgültig, wer an der Spitze der Regierung steht, ein Direktorium oder ein Bourbon, es ist ihr gleichgültig, unter was für einer Konstitution man sie leitet, sie sei Republik oder Monarchie, ihr höchster Wunsch geht nach Ruhe und Ordnung, sie ist der Revolution satt und müde, der Souveränitätsschwindel hat sie verlassen, und sie will die bestehende Verfassung, nicht weil sie sie für die beste hält, nicht weil sie reiner Republikanersinn belebt, nicht weil sie sich und ihre Rechte fühlt; sondern weil sie ihren Wünschen Erfüllung gewährt, den Revolutionen vorzubeugen sucht, ihr Eigenthum schützt, und Recht und Gerechtigkeit zu üben bemüht ist.

Dadurch wird sie die mächtigste Stütze des Direktoriums und des gesetzgebenden Corps, und

diesen kann es gleichgültig seyn, aus was für Bewegungsgründen sie jezt das Volk aufrecht zu halten sucht, wenn nur die Wirkung davon die nehmliche ist. Die Ueberzeugung leitet auch in andern Staaten nicht immer den Gehorsam und die Unterwürfigkeit, und ich glaube nur in wenigen würde man sie leisten, wenn es der Menge frei stünde, sich darüber ohne Rückhalt zu erklären. Es ist nicht immer Liebe zu seinem Souverain, nicht Anerkennung der Vortreflichkeit der Regierung, nicht Ueberzeugung von ihrer Mustenhaftigkeit, oder wahrer reiner Patriotismus, welcher dem Volke zu gehorchen befiehlt; sondern Indolenz, Apathie, Abwesenheit des Gemeingeistes, Wunsch nach Ruhe und Ordnung, Genuß der Sicherheit des Eigenthums, und öfters als alles andere, die Unmöglichkeit des Ungehorsams.

Alle diese Ursachen wirken jezt mächtiger in Frankreich, als in jedem andern Lande, auf die Masse des Volks. Die Revolution hat es müd und mürbe gemacht, es ist von seinen vie-

len und unnatürlichen Anstrengungen in eine Erschlaffung verfallen, von welcher es sich lange nicht wird erholen können, die Laufbahn, in welche man es gestürzt, ist durchlaufen, ein jeder keucht athemlos am Ziel und schlägt alle Aufforderungen ab, sich noch einmal in dieselbe zu wagen. Seine Wünsche werden gänzlich erfüllt seyn, wenn der Friede sie krönet, und um ihn zu erhalten, bald zu erhalten, ist es bereit den Ueberrest der Kräfte, mit welchen es Europa erobern könnte, aufzubieten. Man irrt im Auslande außerordentlich, wenn man sich einbildet, daß der Umsturz der gegenwärtigen Verfassung, die Intriguen des Partheigeistes, und eine Spaltung zwischen den beiden höchsten Autoritäten, die Fortschritte der französischen Armeen aufhalten würden. Die Erfahrung hätte schon längst die Koalition davon zurückbringen sollen, aber es hält schwer zu glauben, was man nicht wünscht, und der Mensch ist allezeit geneigt, sich eher einem schmeichelnden Irrthum, als der unange-

nehmen Wahrheit zu überlassen. Nicht ein einzigesmal, während dem gegenwärtigen Kriege, wurden die Armeen durch den Wechsel der Faktionen aufgehalten, und jetzt, da die Nation sie als unüberwindliche Helden anzusehen gewohnt ist, jetzt würde man es für das größte Staatsverbrechen halten, wenn ihr die triumphirende Parthei die erworbenen Lorbeern entreißen sollte, und ihr naher Sturz wäre unvermeidlich, wenn sie auch nur ahnete, daß sie sie, durch ihre Schuld dem Feinde zugewandt habe.

Diese Denkungsart ist eine Folge des französischen Nationalcharakters, der in Ansehung des Auslandes während der Revolution einen Stolz, eine Bitterkeit und einen Eigendünkel angenommen hat, der alle Begriffe übersteigt. Man muß sich deswegen nicht an die Journale halten, die ihn schaaamlos verleugnen, und überhaupt gegenwärtig nichts weniger als das Organ der öffentlichen Meinung sind; aber die Armeen muß man darüber fragen, jeden einzelnen Soldaten ausfor-

schen, den gemeinen Bürger und Landmann berathen, und ihre Antworten werden alle meine Behauptungen rechtfertigen. Die Nation mag noch so sehr unter sich uneins seyn, so wird sie doch nie dulden, daß Fremde sich in ihre Händel mischen *), die Faktionen und der Partheigeist mögen noch so sehr rasen, keine von ihnen wird fremde Unterstützung ins Land rufen, und selbst der Royalismus, wenn er siegte, würde es nicht ohne die größte Gefahr wagen dürfen, die erfochtenen Vortheile der Armeen, ihre Eroberungen und die Früchte unsäglicher Anstrengungen der Nation, heraus zu geben, oder mit fremder Hülfe sich auf dem wieder aufgerichteten Throne fest zu erhalten.

In Ansehung des Auslandes belebet die ganze Nation nur ein Geist, eine Seele. Alle Leiden-

*) Hätten die Polen nur hierin einen entscheidenden Nationalcharakter gezeigt, man würde heute ihr Land nicht vergeblich auf der Karte suchen, und Stanislaus August hätte nicht nach Petersburg, und Kosciusko nicht nach Amerika wandern müssen.

schaften würden schweigen, alle Faktionen sich die Hand bieten, wenn das Vaterland in Gefahr geriethe, und sie würden keine Anstrengungen scheuen, es zu retten, die erworbenen Lorbeern zu behaupten, und die Feinde durch neue Siege zu dem schimpflichsten Frieden zu zwingen. — Du mußt es den Umständen zuschreiben, wenn ich hierüber weitläufiger geworden bin, als ich seyn sollte. Die Friedenspräliminarien sind unterzeichnet, und ich fürchte nur zu sehr, man wird erst abwarten wollen, was das neue Drittheil für ein System annehmen, und die gegenwärtige Gährung hervorbringen werde, ehe man sich entschließen wird, die Friedensunterhandlungen mit Ernst zu betreiben. Wenn man doch einmal sich recht tief davon überzeugen wollte, daß Frankreichs innere Handel und Revolution, das auswärtige System durchaus nicht verändern, denn da dieses von den Siegen seiner Armeen nur allein abhängt, und die Nation, in jeder Lage, und unter allen Verhältnissen, die alten durch neue zu

behaupten bereit ist und seyn wird, so kann die Koalition nach aller Wahrscheinlichkeit nie dabei gewinnen, aber jedesmal verlieren. Ueberdies so steht das Direktorium jezt viel fester als voriges Jahr, Faktionen können es wohl untergraben, aber vor dem Umsturz bewahrt es gewiß vor der Hand die Masse des Volks; sie können es in seinen Operationen einige Zeit aufhalten, aber ihm die Zügel ganz zu entreißen, dahin werden sie es unter den gegenwärtigen Umständen schwerlich bringen. — Man schmeichelt sich wohl auch mit dem Unvermögen Frankreichs den Krieg fortzusetzen, aber vergißt, daß der Regierung Resourcen zu Gebote stehn, die die Koalition wohl auch besitzt, allein, sie anzugreifen, es nie wagen darf. Man komme und sehe doch nur das Innere von Frankreich, wie gut es bebaut ist, wie reich die Saaten dastehen, und welche Industrie und Betriebsamkeit die Nation belebt, und man wird auch diesen Irrthum ablegen. Aber der Handel liegt; er liegt freilich, jedoch

ist Frankreich nicht das einzige Land das darüber klagen darf. Englands äufferer Handel stökt noch weit mehr, und es hat nicht einmal den Vortheil, einen so grossen innern Handel wie Frankreich führen, und in Italien seine Waaren absetzen zu können; mit einem Worte, es hat Menschen, Brod, Pulver und Blei um den Krieg fortzusetzen, und Geld giebt ihm Italien und alle Länder, in welche seine siegenden Armeen eindringen.

Diese Bereitwilligkeit der Nation, die Regierung bei der Fortsetzung des Krieges unter allen Umständen zu unterstützen, kann man als einen entschiedenen Bestandtheil der öffentlichen Meinung ansehen. Der Grund davon liegt nicht in der Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Fortsetzung des Krieges, noch weniger in der Gewissheit, dafs das Direktorium nichts unversucht gelassen habe, ihr den Frieden zu verschaffen, sondern im Nationalstolz und in der Furcht die erworbenen Lorbeern zu verlieren, und da-

durch die Hoffnung des Friedens noch mehr zu entfernen. Aber außer demselben und dem Wunsche nach Ruhe, bin ich nicht im Stande noch andere Merkmale von einer entschiedenen öffentlichen Meinung anzugeben. Das Volk verhält sich entweder ganz leidend, oder schwanket zwischen den Partheien, die es auf ihre Seite zu ziehen bemüht sind; es bekümmert sich um die Verhandlungen des gesetzgebenden Corps und des Direktoriums beinah gar nicht, läßt einen jeden thun was ihm gut dünkt, geht ruhig seinen Geschäften nach, und äußert sich nicht eher, als bis irgend ein Gesetz oder eine Verordnung, die es unmittelbar angehen, es aus seiner Apathie aufstören. Aber auch diese Aufmerksamkeit ist nicht anhaltend, es fällt sogleich wieder in seine Indolenz zurück, und läßt, wenn man ihm nur die erwünschte Ruhe gönnt, die Regierung ihren Gang ungehindert fortschreiten; heute ist es Republikaner, weil die Verfassung republikanisch ist, aber morgen würde es Royalist seyn, wenn

man ihm ohne heftige Stöße und Erschütterungen einen König geben könnte. Da der große Hauffen nicht überlegen kann, und nie nach richtiger Ueberzeugung handelt, so finde ich diese Gleichgültigkeit natürlich, und seinen Verhältnissen angemessen.

Dafür aber haben sich eine ganze Menge Journalisten aufgeworfen, für ihn das Wort zu führen, die öffentliche Meinung zu leiten, und sie aller Welt kund zu machen. Es ist jämmerlich mit anzusehen, was sie alles dem Volke für Grundsätze, Gefinnungen und Absichten andichten. Ein armer Teufel, der nicht weiß, ob die Seine in den Kanal oder in das mittelländische Meer fällt, oder daß nicht Indianer das Kap der guten Hoffnung bewohnen, bildet sich ein, das Organ einer Nation zu seyn, die ihn nicht kennt, seine Schmierereien kaum liest, und nie zu ihm gesprochen hat. Wenn man die öffentlichen Blätter der verschiedenen Partheien liest, so wird man fast geneigt, einen Theil der Nation für

Kanibalen, und den andern für Heilige zu halten; man erwartet alle Augenblicke daß sich das Volk in Masse erhebet, um Ludwig XVIII. auf den Thron zu setzen, oder das Schreckenssystem wieder einzuführen; man sieht sich von Konspirationen auf allen Seiten umgeben, glaubt sie an jedem Morgen, an jedem Abend ausbrechen zu sehen, und wird am Ende gewahr, daß man die Privatmeinung des Journalisten und seine eignen Wünsche; für die Stimmung und den Wunsch des Volks gehalten.

Wer nur im geringsten bei der Lefung solcher Feuerbrände nachdenkt, und das Publikum zu beobachten Gelegenheit gehabt hat, wird die Absicht derselben gar nicht verkennen. Aber auf das Volk, das so leicht zu verführen ist, können sie mit der Zeit die nachtheiligste Wirkung haben. Glücklicherweise liest es selten die Journale, und man hat die Vorsicht gebraucht, ihm auch solche in die Hände zu spielen, die ihm die Ruhe und Ordnung als das einzige und höchste

höchste Ziel, wornach er zu streben hat, klar vor Augen legen. Aber auſſer dieſen giebt es noch andere Blätter, die ſich durch eine zierliche und reine Sprache, durch Decenz und eine anſcheinende Mäßigung empfehlen. Sie ſind für den groſſen Haufen unverſtändlich, aber klar und deutlich für die Faktion die ſie ſchreibet, ſo wie für den gebildeten und aufgeklärten Theil ihrer Leſer. Man kann ſie mit gewiſſen Schlangen vergleichen, die durch den Glanz ihrer Haut an ſich locken, reizen, ja ſchmeicheln und kareſſiren wenn man ſich ihnen genähert hat, aber, ehe man ſichs verſieht, ſtechen, und ihren Gift tief und im ganzen Körper verbreiten. In ſchönen und wohlgeründeten Redensarten ſagen ſie, was die andern plump in die Welt hinein ſchreien, predigen Mäßigung, Schonung, Vergessenheit des Vergangenen, betheuren ihre Anhänglichkeit an die Konſtitution von 1795, verſichern das Direktorium, das geſetzgebende Corps von ihrer Ergebenheit, finden den Gedanken des Umſturzes der

gegenwärtigen Verfassung abscheulich, behaupten, ein Jakobiner, ein Royalist, könne nur allein diese Absicht hegen: schliessen aber ihre Nachrichten, ihre langen Tiraden mit einer Sentenz, oft mit einem einzigen Worte, das sich tief ins Gedächtniß der Leser einprägt, und mehr wirkt als alle Verläumdungen und das Geschrei ihrer subalternen Satelliten.

Die Anmuth der französischen Sprache bietet ihnen hierzu die zweideutigsten Ausdrücke an. Wer sie genau kennt, mit ihrer feinen Ausbildung vertraut ist, die verschiedenen Bedeutungen, die gewisse Phrasen durch die Zusammensetzung erhalten, aufzufinden weifs, und soviel Takt wie die Franzosen hat, um bei dem ersten Blick zu errathen, was der Verfasser mit diesem oder jenem Ausdruck hat sagen wollen; der läßt sich durch die schönen Redensarten mehrerer der geschätzten Papiere nicht irre führen, und entdeckt sehr leicht den Sinn und die Absicht ihrer Herausgeber. Es giebt keine Sprache in der

Welt, die so simpel und einfach dem Anschein nach, und so künstlich und gebildet bei der geringsten Zergliederung ist. Ausländer dringen nur selten in den wahren Geist derselben ein, nicht einmal alle Franzosen, aber diejenigen, die sie tief studiert haben, für die ist sie die gefährlichste Waffe. Mit ihr fechten jetzt alle Faktionen, die Encyklopedisten, Royalisten, Republikaner, Jakobiner und Aristokraten. Da sie es nicht wagen dürfen, ihre Meinung grade heraus zu sagen, da ihnen die Konstitution ein Gebiss anleget, so müssen sie dazu ihre Zuflucht nehmen, und in doppelstinnigen Redensarten zu verstehen geben, was ihnen ihre Lage freimüthig zu äußern verbietet.

Der Partheigeist ist jetzt außerordentlich thätig, Profeliten zu machen. Die einen verleugnen ihr einmal angenommenes System nicht, und gehen vorsichtig und behutsam zu Werke, aber die Royalisten und Jakobiner können vor Ungeduld die Krise, die alles vorzubereiten scheint, kaum

abwarten, und wünschen die Zukunft mit schnellern Schritten herbei zu führen. Ihre Abgeordneten sind in allen Theilen von Paris wirksam und thätig die Regierung und ihre Anhänger zu verläumden, und wenn man ihnen glauben wollte, so ist das Volk ganz auf ihrer Seite. In diesem Sinne spricht jede Faktion von sich und ihrem Anhang, und läßt kein Mittel unverfucht, zu erreichen, was sie bis jezt nur in der Hoffnung besitzt. Die Anzahl der thätigen Faktionsmänner steht in gar keinem Verhältnisse mit der Masse des Volks auf welches sie wirken will, und ist mehr in der Einbildung, als in der Wirklichkeit mächtig. So lange sie auf die Mitglieder der Regierung nicht zählen kann, sind ihre Bemühungen vergeblich, und es wird schwer halten, diese für sich einzunehmen, da ihr Interesse mit dem ihrigen gradezu im Widerspruch steht.

Ihr Geschrei und den Lärm den sie von sich machen, kann man unmöglich für den Ausdruck der öffentlichen Meinung halten. Aber es giebt

unter den höhern Ständen gewisse Klassen von Menschen, die ihre Anhänger sind, und von jeher eine stark entschiedene Stimmung geäußert haben. Sie bestehen aus den ehemaligen Adlichen, den ansehnlichsten Bürgerfamilien, den Gelehrten, Künstlern, Wechslern und neuen Reichen. Die erstern theilen sich in zwei Unterabtheilungen, in die Royalisten vom alten System, und in die Anhänger der Konstitution von 1791, die zweiten gehören zu den letztern, oder wenn sie Republikaner sind, so sind sie wenigstens Gegner der Personen die am Ruder sitzen. Jene haben noch immer den Verlust ihrer Tittel und Würden nicht vergessen können, nicht die Drangsale, die sie während der Revolution erlitten, nicht den Einfluß, den sie ehemals genossen, und die Vortheile, die für sie daraus entsprangen. Die andern haben eine zu große Vorliebe für ihr Werk, als daß sie der Konstitution, die die ihrige verdrängt hat, ihren Beifall schenken könnten; ihre Anzahl ist jetzt ansehnlicher wie je,

ihre ausgewanderten Anhänger find meistentheils zurückgekehrt, und sie haben einen grossen Vortheil vor allen übrigen, nemlich den, welchen Kenntnisse und Verstand den gebildeten Menschen über den grossen Haufen gewähren.

Am wenigsten kann man begreifen, wie die Bürgerlichen sich von dem Modeschwindel der Adlichen hinreissen lassen, und das Königthum zurückwünschen können; man sollte glauben, ihr Interesse müßte ihnen jeden Wunsch für die Rückkehr desselben auf das strengste untersagen, und sie zu eifrigen Anhängern der Republik machen, aber das Interesse schweigt, wo die Leidenschaften sprechen, und sie bilden sich ein, die glatten Worte, mit welchen sie jezt der Adel einzuschläfern sucht, sey feste und unumstösliche Wahrheit. Die meisten von ihnen sind durch die Revolution so reich geworden, daß sie es den Adlichen in allen Stücken gleich thun können, und wünschen daher, diesen Stand in Frankreich wieder hergestellt zu sehen, um auch noch durch

Titel und Würden ihnen anzugehören, und sich von dem großen Haufen, aus welchem sie emporgestiegen sind, auf immer zu trennen. Ihre Eigenliebe ist außerordentlich geschmeichelt, sich von dem Adel gesucht zu sehen, und sie genießen schon im Geiste das unaussprechliche Vergnügen, in prächtigen Equipagen nach Hofe zu fahren.

Dafs die Klasse der Gelehrten mit der gegenwärtigen Regierung unzufrieden ist, finde ich ganz in der Regel. Man hat sie bei der Verfertigung der Konstitution nicht zu Rathe gezogen, sie nicht an die Spitze derselben gestellt, und duldet nicht einmal ihren Einfluß auf die Entschliessungen derselben. Es bleibt ihnen also nichts anders übrig, als sich gegen sie zu erklären, und mit ihr in Fehde zu leben, weil man nicht gemeinschaftliche Sache mit ihnen machen will. Eben so verhält es sich mit denjenigen, die blos Gegner der Personen, die am Ruder sitzen, sind. Man schützt ihre Untüchtigkeit,

Unerfahrenheit, und ihre zum Schreckenssystem sich hinneigenden Grundsätze vor, aber im Grunde ist es Neid, persönlicher Haß, und ein heimlicher Groll, daß keiner von ihnen eine ähnliche Stelle bekleidet.

In den Gesellschaften dieser Stände, besonders in den adlichen Zirkeln, ist es Ton, nichts zu billigen und gut zu heißen, was die Regierung unternimmt. Alle ihre Maasregeln werden lächerlich gemacht, verachtet und herabgesetzt; es ist Hochverrath, ihr das Wort zu reden, man greift begierig alles auf, was ihr zum Nachtheil gereicht oder ausgelegt werden kann, und ist unerschöpflich, sie zu verläumdern, und wahre und falsche Nachrichten gegen sie auszustreuen. — Die Regierung dagegen hat die größte Nachsicht mit ihnen, und obgleich die meisten Emigranten sind, die noch auf der Liste der Ausgewanderten stehen, und folglich mit dem Tode gestraft werden können, so sieht ihnen das Direktorium, wenn sie es nicht gar zu bunt machen,

dennoch durch die Finger, und betrachtet sie als Kinder, die selbst nicht wissen, was sie wollen. Vorsichtiger und überhaupt gemäßigter sind auch in dem Innern der Wohnungen die Anhänger der Konstitution von 1791; sie lassen sich nicht leicht in Gegenwart von Fremden über Politik ein, aber an ihrem Zischeln, und an den Abers und Wenns, mit welchen sie die Vortreflichkeit der jetzigen Verfassung begleiten, kann man nur zu gut ihre geheime Absichten errathen. Thätiger und wirksamer sind sie aber immer unter dem Dekmantel der Konstitution, in den beiden Räten, wo sie nun, nach dem Eintritt des neuen Drittheils, eine größere und entschiedenere Rolle spielen werden.

Zwischen diesen Partheien mitten inne stehn die wahren und ungeschminkten Republikaner, die wissen was sie wollen, und nicht nach Leidenschaft, sondern nach Grundsätzen handeln. Ihre Anzahl übersteigt bei weitem die Anzahl derjenigen, die es nur im Geheim, oder verschleiert,

ihr Wesen zu treiben, wagen dürfen; sie sind von ihrer Seite bemüht der öffentlichen Meinung die Richtung zu geben, die sie, vermöge der gegenwärtigen Verfassung haben sollte, und diejenigen zu bekämpfen, die sie für eine Faktion und gegen die Regierung zu stimmen bemüht sind. Ihre Thätigkeit wächst nach dem Verhältnisse des Widerstandes, den sie antreffen, und im Fall der Noth zählen sie auf das schlummernde Volk, dessen Wunsch nach Ruhe ihnen Unterstützung zu versprechen scheint.

Man kann unmöglich die Privatgrundsätze dieser Stände und Partheien für die öffentliche Volksstimmung anerkennen, so sehr sich auch eine jede bemüht, sie dafür auszugeben. Die Abweichungen in denselben, der beschränkte Kreis, den sie einnehmen, und selbst die Wankelmüthigkeit die man an ihnen gewahr wird, lassen es nicht zu, und das Resultat von Allem ist dieses, daß es weder in Frankreich noch in Paris eine öffentliche Meinung giebt, sondern blos Faktionsmeinun-

gen, die noch überdies beständigen Abwechselungen unterworfen sind. Aber wenn man die gegenwärtige Lage Frankreichs untersucht, und einen Rückblick auf die Revolution wirft, so findet man, daß es auch gar nicht möglich ist, daß eine öffentliche Meinung gegenwärtig existiren könne, und man erhält das nehmliche Resultat durch die Anwendung der Grundsätze, welches ich aus der Aufzählung der Thatfachen gezogen habe. Niemand in ganz Frankreich ist jetzt, was er vor der Revolution war, der Reiche ist arm, der Arme reich geworden, und dadurch ist eine Unordnung und ein so häufiges Berühren in der Gesellschaft entstanden, daß, so lange diese währen, kein Mensch den ihm zugetheilten neuen Platz auszufüllen und zu behaupten sicher ist. Wenn sich aber das Chaos, das jetzt noch alles bedeckt, entwickelt, wenn ein jeder sich in seine neue Stelle gefunden haben, und derselben gewiß seyn können wird, dann wird auch die öffentliche Meinung bestimmt und unerschütterlich sich zu bil-

den anfangen, und weder die Journalisten noch die Faktionen werden ihr die ihnen beliebige Richtung geben können.

Nichts desto weniger hat sich seit kurzem eine neue Parthei vereinigt, die, wenn sie um sich greift und unterstützt wird, eher wie jede andere, eine öffentliche Meinung schaffen, fest halten, und nach dem ihr beliebigen Zweck wird leiten können. Die Religion dient ihr zum Vorwande und welches auch ihre Absicht seyn mag, so kann sie, wenn sie es dahin bringt, sie auf den ehemaligen Fuß herzustellen, und dem Volke den alten Respekt für die gottesdienstlichen Gebräuche und Ceremonien wieder einzuflößen, vermöge der Beichte und des Eindrucks, welchen die katholische Religion überhaupt auf die Sinne des großen Haufens zu machen pflegt, ihn zu Schritten bewegen, die mit dem Interesse der gegenwärtigen Regierung geradezu im Widerspruch stehen müssen. Es haben sich jezt mehrere Gelehrte, die vor der Revolution Philosophen, unter der ersten

Konstitution Konstitutionels, und unter Robespierre Jakobiner waren, vereinigt, jede Aufklärung lächerlich und verdächtig zu machen, und die katholische Religion mit fanatischer Wuth zu vertheidigen, zu predigen, und mit allen ihren Auswüchsen in Frankreich wieder einzuführen. Bis jezt hat man sie nur mit den Waffen der Satyre bekämpft, aber wenn die Regierung nicht andere und kräftigere Maasregeln gegen sie ergreift, so steht zu befürchten, daß ihr Anhang so sehr heranwächst, daß es in der Folge unmöglich seyn wird, ihn ohne Blutvergießen vor Ausschweifungen zurückzuhalten. Ich habe nicht nöthig Dir zu sagen, welchen Zweck man auf diesem Wege zu erreichen sucht, er leuchtet klar und deutlich aus ihrem Betragen hervor, und die Vendee ist ein schreckendes Exempel von der fanatischen Wuth, mit welcher blinde Religions-eiferer ihre Sache durchzusetzen suchen.

Alle diese Faktionen und Partheien würden es nicht wagen dürfen, mit solcher Kühnheit sich

ihrem Ziele zu nähern, wenn das Direktorium nach einem sichern und festen System handelte. Aber davon kann man weder in seinem Betragen in Ansehung der auswärtigen Verhältnisse Frankreichs, noch auch in den Maasregeln die es in Rücksicht der innern Angelegenheiten ergreift, kaum die geringste Spur entdecken. So wie überhaupt in der ganzen Revolution nach keinem richtigen staatswissenschaftlichen, und dem wahren Interesse des Ganzen angemessenen Plan verfahren worden ist, so leiten auch jetzt noch die Umstände, der Vorthail des Augenblicks, und die Rathschläge die dem Direktorium von seinen Freunden und Anhängern mitgetheilt werden, seine Entschliessungen und Maasregeln. Es hat nur einen dunkeln Begriff von den Anstalten die ihm, für das allgemeine Beste zu treffen, obliegen, kennt den Umfang seiner Pflichten nur im Allgemeinen, seine Operationen beruhen nicht immer auf richtigen Staatsprincipien, Festigkeit zeigt es nur dann, wenn ihm das gesetzgebende

Corps seine Rechte streitig machen will, versteht aber nicht, es in beständiger Harmonie mit sich zu erhalten, kalkulirt die Zukunft nicht, handelt nur nach dem Augenblick, und glaubt alles gethan zu haben, wenn es, ohne die Konstitution zu überschreiten, die Ruhe und Ordnung im Innern der Republik erhalten hat. Schon die Art und Weise, wie es die Geschäfte unter sich vertheilt hat, läßt kein allgemeines, zusammenhängendes System zu, es giebt sich viel zu sehr mit dem Detail derselben ab, sieht die Minister mehr als seine ersten Sekretaire, wie als Administratoren an, und hat nicht Simplicität genug in denselben einzuführen gewußt.

Aber wie war es auch möglich, daß Neulinge in Staats- und Regierungsgeschäften mit einemmale so tief in die Geheimnisse derselben hätten sollen eindringen können, daß ihnen gar kein Fehler vorgeworfen werden könnte. Sieht man doch täglich graue und in den Geschäften alt gewordene Staatsmänner in falschen Maasre-

geln sich erschöpfen, auch nur nach dem Vortheil des Augenblicks handeln, und zwar nicht in gefährlichen Krisen, oder nach einer alles verwirrenden Revolution, sondern in Staaten, wo die einmal eingeführte Ordnung nur mechanische Arbeiter verlangt, und wo von Seiten des Volks nicht der geringste Widerstand zu befürchten ist. Die Lage des Direktoriums war zu Anfange seiner Regierung äufferst kritisch und ungewiss, es hatte beinah den grössten Theil der Nation gegen sich, fand die Angelegenheiten in schreklicher Verwirrung, sah Alles in ein Chaos versenkt, das es mehr zurückschrecken als aufmuntern mußte, der Schatz war leer, neue Ressourcen konnten nicht den Augenblick aufgefunden werden, und dennoch war es ihm Pflicht, die Ruhe und Ordnung im Innern zu erhalten, und einen Krieg fortzusetzen, dessen Lasten immer mehr auf Frankreich zurückwirkten.

Wenn man das Betragen des Direktoriums von dieser Seite betrachtet, so muß selbst der grösste

größte Tadler ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen, und eingestehen, daß es mehr gethan hat, als man von ihm erwarten konnte. Nimmt man noch hinzu, daß keine Einheit des Systems, wegen der verschiedenen Meinungen, die in demselben herrschen, statt finden kann, daß die Mitglieder desselben, die nicht gewiß sind, ob sie ein oder mehrere Jahre in demselben sitzen werden, ganz natürlich den Vortheil des Augenblicks jenem vorziehen müssen, der aus einer weisen Kombination der Umstände, und der richtigen Berechnung derselben, in der Folge erst hervor gebracht werden kann, daß es in seinen Operationen sehr oft durch Geldmangel, noch öfters aber durch die Majorität in der Gesetzgebung aufgehalten wird, und es nicht selten genöthigt ist, auf die Privatvorstellungen und Vorschläge angesehenen Repräsentanten Rücksicht zu nehmen: so wird es deutlich und einleuchtend, daß es in dieser Lage nicht mehr thun konnte, und daß man von der menschlichen Natur übernatürliche

Kräfte und Weisheit verlangt, wenn man in dem Betragen des Direktoriums nichts als Stof zur Kritik zu finden wähnt. Freilich hat das Glück mehr für dasselbe gethan, als es mit aller seiner Weisheit nicht bewirkt haben würde, aber dem unpartheiischen Beobachter kommt es nicht zu, die Ursachen zum Nachtheil der Wirkungen allein auszuforschen. Es ist überhaupt besser, wenn man über jene den Schleier ruhen läßt, welchen die Unwissenheit, der Eigendünkel, und ein unter Staatsmännern angenommener Ton auf sie zu decken pflegen, und diese nur allein dem Urtheil der Zeit und Nachwelt unterwirft. Der Erfolg entscheidet ja doch nur allein über den Werth unserer Handlungen und die Resultate derselben, und nicht ihre Ursachen bestimmen unsere Größe.

Aber nicht die nehmliche Nachsicht scheint mir das Direktorium in Ansehung seiner auswärtigen Politik zu verdienen. Hier wurde ihm jeder Plan durch die Siege seiner Armeen außerordentlich erleichtert, jede Entschlieffung konnte es

durchsetzen, und das Glück und die Ruhe von Frankreich und Europa, und das Gleichgewicht aller Staaten auf unerschütterliche Grundsätze zurückführen. Allein was hat es für diesen Zweck gethan? Nichts; aber sich und seinen Alliirten und seinen Feinden Stoff zu neuen langwierigen Kriegen zubereitet. Wenn man die Geschichte des gegenwärtigen Krieges nur flüchtig durchläuft, so wird man gewahr, daß die jedesmaligen Vortheile, die die französischen Armeen erfochten, oder der Verlust den sie erlitten, sogleich in dem politischen System des Direktoriums Abänderungen bewirkten. In allen Stücken, in welchen es die Konstitution nicht leitet, ist es schwankend und ungewiss. Es weiß nicht, ob es die Freundschaft Preussens oder Oestreichs vorziehen, ob es die Integrität des Reichs erhalten oder vernichten, ob es neue Republiken stiften, oder die Verfassung in den Staaten, in welche seine Armeen eingedrungen sind, beibehalten, ob es Polen wieder herstellen, oder der Vernichtung Preis geben,

ob es sich durch die gemachten Eroberungen vergrößern, oder sie wieder herausgeben soll. Ueber einen Punkt scheint es nur allein ins Reine gekommen zu seyn, und betrachtet Englands Sturz und die Entfernung Oestreichs von seinen Grenzen als das einzige sichere Mittel Frankreichs Flor, die Erhaltung seiner Verfassung und seiner innern und äußern Ruhe und Sicherheit für die späteste Zukunft zu gründen.

Allein um dazu zu gelangen, setzt es nicht die Künste der Diplomatie in Bewegung, sondern die Bajonette; mit diesen führt es den Krieg, und mit ihnen versteht es auch nur allein den Frieden zu schließen. Wenn die jezt angefangenen Unterhandlungen wieder abgebrochen werden sollten, und Buonaparte fortfährt in seinen Operationen das nehmliche Glück zu haben, so stehe ich nicht für Ungarn, für Deutschland und für alle Staaten, in welche die siegenden französischen Armeen eindringen werden. Es scheint überhaupt, als habe es noch große und wichtige

Plane im Sinn, würde aber nicht auf der Ausführung derselben beharren, wenn Oestreich und England durch augenblickliche Aufopferungen ihnen zuvor zu kommen wüßten. Von dem Kaiser hängt es besonders ab, sich jezt der Freundschaft Frankreichs auf immer zu versichern, und ich glaube, wenn er sich zur Abtretung der Niederlande, der Lombardei, und zur Zurückgabe von Polen verstände und Rußland dazu vermöchte, so würde es ihm nicht schwer halten, sich dafür mehr als doppelt in Schlesien und Deutschland, ohne Nachtheil seiner Verfassung, zu entschädigen.

Wenn das Direktorium in der Diplomatie Fehlgriffe macht, so versteht es dagegen wider die militärischen Operationen ganz vortreflich zu leiten. Der Bürger Carnot, dem dieses Fach ganz allein übertragen ist, hat hierin Einsichten gezeigt, wie man sie von dem erfahrensten Generale kaum erwarten kann, und die Anführer, denen er seine Pläne zur Ausführung zuschickte, haben sie mit einem Glück, mit einem Erfolge

exekutirt, der sie und ihre Armeen zum Gegenstand höchster Bewunderung macht.

Aber ich sehe, ich bin weitläuftiger geworden, als ich mir es vorgenommen hatte, und mein Brief ist zu mehreren Bogen herangewachsen. Du mußt ihn als Einleitung zu den Nachrichten, die ich Dir über den Gang der Geschäfte, und die vorfallenden merkwürdigsten Begebenheiten mittheilen werde, ansehen. Sobald der neue Direktor ernannt seyn wird, will ich Dich davon unterrichten, so wie von den Umständen, die diese Wahl und den Eintritt des neuen Dritttheils in das gesetzgebende Corps, begleitet haben.

Vierzehnter Brief.

Paris den 23. Mai 1797.

Ich kann mich von dem Palais royal noch nicht trennen, zumal da sich die Nachricht von seiner Vernichtung zu bestätigen scheint. Das Direktorium betrachtet es als den Sammelplatz aller Müßiggänger, Diebe und Betrüger, glaubt durch seine Zerstörung der ganz gesunkenen Moralität einigermaßen wieder aufzuhelfen, und besonders den Heerd zu vernichten, auf welchem alle politische Konspirationen und Verschwörungen angezündet wurden. Dieser letzte Vorwurf ist sehr gegründet, denn im Palais royal war es, wo zu Anfange der Revolution allezeit, die fulminantsten Adressen beschlossen und unterschrieben wurden, wo sich das Volk über die Mittel, die Assembleen zu irgend einem Entschluß zu bewegen, berathschlagte, und von wo aus es sich erhob, die entworfenen Pläne auszuführen. Zwar sind nun die Zeiten, in welchen

das Volk seine Souverainitätsrechte unmittelbar ausübte, vorüber, aber man kann nicht wissen, was in der Zukunft verborgen liegt, und einer weisen Politik kommt es zu, allem frühzeitig vorzubeugen, was auch nur Veranlassung zur Störung der öffentlichen Ruhe geben könnte.

Die Zimmer des Herzogs von Orleans, die auf der Seite der Straſſe St. Honoré sind, und überhaupt das Corps de Logis, werden von Fremden meistens übersehen, ob sie gleich, nach meinem Ermessen, nicht minder Aufmerksamkeit verdienen. Ich führe Sie den nemlichen Weg wieder zurück, auf welchen wir in die Gallerien gekommen sind, und wir gelangen von den Baraquen oder den Galleries de bois, in den zweiten Hof. Er ist von allen Seiten mit Boutiquen besetzt, mit welchen Kaffeeschenken und Restaurateurs abwechseln. Einige Figuren von Pajon zieren das Innere, und das Avantcorps in der Mitte bietet eine schöne Reihe jonischer Säulen dar, die sehr angenehm ins Auge fallen. Um

auf den ersten Hof zu gelangen, muß man durch einen Vorhof gehen, der zwischen beiden sich befindet, und mit dorischen Säulen geziert ist. Er ist so wie die Holzgalerien mit Boutiquen angefüllt, aber dunkel und finster. Zu Ihrer Linken werden Sie die Treppe gewahr, die in die Zimmer führt. Ob sie gleich an einem wenig favorablen Orte angebracht ist, so macht sie doch einen schönen Effekt; sie ist oval, und von beiden Seiten von einem eisernen Geländer umgeben, welches man für ein Meisterwerk der Schlosserarbeit hält. Das Licht erhält sie von oben, und damit die ungeheure Masse der Mauer, die man im Hinaufsteigen vor sich hat, weniger auffalle, so hat man sie en perspective bemahlt, und so glaubt man noch mehrere andere Gebäude in der Ferne zu erblicken.

Auf der Mitte dieser Treppe stehn zu beiden Seiten zwei Genien, die einen Palmzweig halten, auf welchem sich ein Reverbere befindet. Der Vorfaal ist mit jonischen Säulen geziert, über

den Thüren ist Schnitzwerk angebracht, und über der Mittelthür sind zwei Engel, welche sonst die Waffen des Herzogs von Orléans trugen. Ich kann Ihnen nichts über die innere Einrichtung der Zimmer sagen, denn seit dem Tode des Herzogs sind sie gänzlich verändert, und es ist ihnen eine andere Bestimmung angewiesen worden. Ehemals befanden sich in denselben die berühmte orléanische Gemäldesammlung, eine Sammlung geschnittener Steine, die von der Prinzessin Elisabeth Charlotte, der Tochter des Churfürsten Carls II., herrühren, ein Naturalienkabinet, und eine ansehnliche Sammlung von Modellen, von Künsten, Handwerken und Manufakturen. Jetzt hat sich in den Zimmern auf dem linken Flügel des Palais, wenn man hinaufkommt, eine geschlossene Gesellschaft formirt, die den Namen Zirkel der Harmonie (*cercle de l'harmonie*) angenommen hat. Sie besteht aus angesehenen und reichen Partikuliers; das Spiel ist ihre Hauptbeschäftigung, aber überdies findet man daselbst

alle mögliche Journale und Zeitschriften. Einmal in der Woche wird hier Ball gegeben, der jedoch nur im Winter glänzend und zahlreich seyn soll, allein dessen vollständiges Orchester das grösste ist, was ich bis jezt auf Bällen gefunden habe. Die Gesellschaft auf denselben ist sehr vermischt, die Männer sollen, wie gewöhnlich, schwarz gekleidet dahin kommen, kehren sich aber nicht immer an diese Vorschrift, und die Frauenzimmer ziehen sich nach der Mode des Tages an.

Der erste Hof gleicht sehr viel dem zweiten, und daher übergehe ich seine Beschreibung, um Sie sogleich über die StraÙe St. Honoré und einige kleine Gassen, die alle sehr volkreich, aber auch sehr unreinlich sind, nach dem Louvre, oder dem königlichen Schlosse zu führen. Dieses groÙe und in dem schönsten Style errichtete Gebäude, wird in den alten und neuen Louvre eingetheilt; jener wurde unter Franz I. angefangen, und dieser von Ludwig XIV. nach Colberts Plan vol-

lendet. — Das Ganze stellt ein vollkommenes Viereck vor. — Sie werden nicht verlangen, daß ich es Ihnen nach artistischen und architektonischen Prinzipien beschreibe, als ein Laie in der Kunst würde ich Ihnen gewiß nur eine falsche Vorstellung davon geben. — Eben so wenig kann ich mich auf die Beschreibung seines Innern einlassen. Es ist unmöglich die Gegenstände, die sich in demselben den beobachtenden Blicken darstellen, alle zu behalten, und ich hätte müssen, mit der Bleifeder in der Hand, aus einem Zimmer ins andere gehen, und die Merkwürdigkeiten, die dort befindlich sind, auf der Stelle aufzeichnen. Da ich dieses aber nicht gethan habe, und ich es nicht wage, mich auf mein Gedächtniß zu verlassen, so erlauben Sie, daß ich lieber ganz davon schweige. Ich mag nicht vorsätzlich, nicht einmal möglichen Irrthum verbreiten, denn die Wirkung von beiden ist gleich, und Entfernung vom Ziel ihre Folge. — Wenn ich über die hiesigen öffentlichen Kunst- und

Gemäldesammlungen sprechen werde, dann will ich einiges über das Innere des Schlosses mit anführen, und dort, glaube ich, wird es auch mehr an seinem Platze seyn.

Der Louvre läuft längs der Seine, gegen die neue Brücke, (pont neuf) hin, wendet sich dort nach Osten, und kehrt, um das Viereck zu schließen, auf der Nordseite bis an die Westseite wieder zurück. Seine Außenseite, besonders nach dem Wasser hin, bietet wenig Merkwürdiges dar, ja einige zerfallene oder unvollendete Theile schaden dem Ganzen außerordentlich. Aber wichtig ist er für den Historiker, weil Carl IX. ihn zuerst bewohnte, und von einem Fenster, das nach der Seine geht, am Bartholomäustage auf die Bürger schoß. Alles was an dem rechten Ufer des Flusses wohnte, flüchtete sich auf die linke Seite desselben, und da die Brücken die Menge Menschen, die sich dahin stürzte, nicht fassen konnten, so warfen sich viele ins Wasser und schwammen hinüber. Hier waren sie den Dol-

chen der Mörder weniger ausgesetzt, aber ihr König fand ein teuflisches Vergnügen daran, sie auch bis dahin zu verfolgen. Es war kaum Tag geworden, als er ans Fenster trat und nach der Vorstadt St. Germain hinausschaute. Da hier das Volk keine große Unruhe zeigte, und sich wenige flüchteten, so verdross ihn dieses so sehr, daß er seine Jagdbüchse nahm, und von der kleinen eisernen Gallerie, die heute dieses Fenster noch umgiebt, unaufhörlich auf sie schoss. Glücklicherweise trug das Gewehr nicht so weit, und da er niemand fallen sah, so feuerte er die Mörder durch sein beständiges Rufen: tuez! tuez! zu noch größerer Mordgier an. — Seit der Revolution hat man unter dieses Fenster eine Unterschrift gesetzt, welche sagt: daß Carl IX. aus demselben am Bartholomäustage auf die Bürger geschossen habe.

Ich muß gestehen, ich gehe nie bei demselben vorüber, ohne daß mich ein unwillkührlicher Schauer ergreift. Als ich es das erstemal sah,

blieb ich davor stehen, lehnte mich an das Geländer der Seine, und alle Bilder der schrecklichen Bartholomäusnacht schwebten lebhaft meiner Einbildungskraft vor. — Ich sah das Volk sich mit heftigem Ungestüm nach dem jenseitigen Ufer drängen, die Dolche der Mörder waren über ihm gezückt, niemand wollte der letzte auf der Brücke, jedermann der erste seyn; umsonst, die Flucht schützte beinah keinen vor dem Tode, wenige nur entgiengen demselben, und gelangten athemlos, verzweifeln und vor Furcht blaß und entstellt, in der Vorstadt St. Germain an. Diejenigen, die keine Brücke mehr erreichen konnten, oder von den Mördern verfolgt wurden, und alle Augenblicke von ihnen eingeholt und ergriffen zu werden befürchten mußten, zogen den gewissen Tod in der Seine vor, stürzten sich ins Wasser, kämpften mit den Wellen, riefen um Hülfe und Rettung, und wurden endlich von dem Strome mit fortgerissen.

Aus dem Innern des Schlosses drang mir das Wehklagen der Unglücklichen, das Winseln der

Sterbenden, und das Geschrei derer die um Schonung flehten, entgegen. Hier stürzt ein trostloser Gatte, von Verzweiflung gepeitscht, aus dem Portale desselben; seine Gattin, seine Kinder wurden vor seinen Augen getödtet, nur durch ein Wunder entgieng er selbst dem Tode, aber das geringste Nachdenken stellt ihm diesen Verlust als unersezlich dar, er mag nicht leben ohne sie, und geht seinen Mördern muthig unter die Augen. Dort kommt eine zärtliche Mutter, mit fliegendem Haar, zerrissenem Gewand, und den unschuldigen Säugling an ihrer Brust, die Strasse herab, blutgierige Mörder holen sie ein, sie fleht auf den Knien um Schonung, deckt mit ihrem Körper das Kind, aber vergebens sind ihre Bitten, vergebens ihr Widerstand das Kind nicht zu lassen, es wird ihr entrissen, und vor ihren Augen gemordet. Sie muß es mit ansehen, und nun verlangt sie nicht länger zu leben, der Tod ist ihr einziger letzter Wunsch, und er wird ihr gewährt an der Seite ihres Sohnes, und von
eben

eben den Händen, die ihr den Unschuldigen erwürgten.

Plötzlich thut sich ein Fenster am Schlosse auf, Carl, das Ungeheuer, tritt an dasselbe, legt ein Gewehr an, zielt und schießt nach den Unglücklichen, die jenseits der Seine sich gerettet glauben. So weit geht seine Mordlust, daß er, da er seinen Blutdurst nicht selbst befriedigen kann, den Mördern zuruft: tödtet! mordet! wenn euch meine königliche Gnade lieb ist. — Es brauchte nicht dieser Aufmunterung, das Blut floss ohne dies schon in Strömen, und Paris sah mehr der Höhle eines Tigers, als der Residenz des königlichen Löwen ähnlich.

Wenn man die Annalen der Geschichte durchblättert und findet, wie oft und häufig die Menschen einander gemordet, so kann man nicht begreifen, wie es möglich ist, daß sie noch immer Vergnügen daran finden. Das wildeste, grausamste und blutdürstigste Thier, das ich kenne, ist der Mensch. Alle andere, der Leopard und Tiger

sogar, schonen die Gattung zu welcher sie gehören, aber der Mensch vergiftet sich und seine Natur, verachtet die göttlichen Gesetze und die Ordnung der Dinge, und wüthet in seinen eignen Eingeweiden. Nicht die Bande des Bluts, nicht Freundschaft, nicht Dankbarkeit können seiner Mordgier Schranken setzen; es bedarf nur eines Trompetenstoßes oder des Gerassels der Trommel, und er stürzt wüthend gegen Menschen los, die er nicht kennt, die ihn nie beleidigt haben, mordet sie mit teuflischem Vergnügen, oder wird von ihnen umgebracht; er kann seine Wuth nicht zurückhalten, nicht bändigen, und würde selbst, stünde sein Bruder, sein alter Vater ihm gegenüber, ihnen den Dolch in die Brust stoßen.

Und doch prahlen wir mit Philosophie, mit Aufklärung, und führen die Menschlichkeit alle Augenblick im Munde. Dieses kommt mir ebenso vor, als jenes berühmte Dekret des Robespierre: daß die Gerechtigkeit und Menschlichkeit in der ganzen Republik an der Tagesordnung

sind. Ja menschlich und schonend sind wir, wenn es darauf ankommt, einen Bösewicht zum Tode zu verdammen; aber wenn das Leben von Hunderttausenden auf dem Spiel steht, da braucht es nur eines einzigen Federzugs, und ihr Schicksal ist entschieden. Wenn werden wir einmal anfangen, den Werth des menschlichen Lebens gebührend zu schätzen? — Nie, so lange die Tugend ein leeres Wort, und das Interesse unser Abgott ist.

Diese lebhaften Bilder meiner Einbildungskraft, erzeugt durch die Vergleichung der Zeiten Carls IX. mit der Geschichte unserer Tage, haben mich ganz von meinem Plane abgebracht, und von dem Gefühl für die leidende Menschheit überwältigt, habe ich vergessen, daß es meine Absicht war, Ihnen die Außenseite des Louvre zu beschreiben. Lassen Sie uns diesen Theil desselben, an welchem noch Blut klebet, übergehen, und die von Perrault erbaute schöne Kolonnade bewundern. Sie ist die größte Zierde des neuen

Louvres, und so sehr sich Boileau Mühe gegeben hat, den Schöpfer derselben lächerlich zu machen, so wird sie mit Recht als ein Meisterwerk französischer Architektur von ganz Europa bewundert. Ich könnte Ihnen nun sagen, daß sie aus korinthischen Säulen besteht, sieben und achtzig Toisen lang ist, drei Peristile, ein jeder von sechszehn Säulen, und eben soviel Avant-Corps, hat, ich könnte Ihnen überhaupt die ganze Façade aufs genaueste beschreiben, und sie mit allem bekannt machen, was bei dem ersten Blick dem aufmerksamen Beobachter sich darbietet; aber Sie würden sich nichts destoweniger keine wahre Vorstellung davon machen können, denn nicht die einzelnen Gegenstände, sondern die richtige Uebereinstimmung des Ganzen, und der hohe und erhabene Styl in welchem es erbaut ist, flößen Staunen und Bewunderung ein. Damit kontrastiren höchst unangenehm die elenden Gebäude, die dieser Façade gegenüber stehen, und noch mehr die Trödler, die auf dem Platze vor der-

selben unter freiem Himmel ihre Waaren ausbieten, und dadurch eine Menge Pöbel den ganzen Tag hindurch dahin locken. In dem innern Schlofshofe sind vier Rasenplätze von Geländern umgeben, auf welchen des Nachmittags die Kinderwärterinnen sich einfinden, und nach warmen Tagen die Abende zubringen. Dieses giebt dem sonst öden und verlassenen Schlosse einigermaßen Leben und Bewegung, denn da es nur von Gelehrten und Künstlern bewohnt ist, so können Sie sich leicht denken, daß der Lärm in demselben nicht sehr groß seyn muß. Ueber der Kuppel des mittlern Pavillons, an der Westseite des Louvre, ist der Telegraph, welcher, auf dem Wege nach Lille, mit dem in Montmartre korrespondirt. Wenn, wie es heißt, dort der Kongress sich versammelt, um den Frieden mit England zu schließen, so kann er in einiger Zeit viel zu thun bekommen. Da der Telegraph heute nicht mehr zu den neuen und wenig bekannten Erfindungen gehört, und sie gewiß schon mehrere genaue und

ausführliche Beschreibungen darüber gelesen haben werden, so glaube ich, bei der bloßen Angabe seines Standortes es bewenden lassen zu können.

An den alten Louvre stößt das Nationalmuseum der Künste, durch welches man in die funfzehn hundert Fuß lange Bildergalerie kommt, die mit dem Palaß der Tuilleries zusammenhängt. Dieser von Catharinen von Medicis angefangene Palaß läuft von Süden nach Norden hin, seine Westseite stößt auf die Tuilleries, und die Ostseite auf den Carousselplatz. Wenn man von diesem in das Schloß geht, so wird man über dem mittlern Portale noch die Spuren des Angriffs vom 10. August 1792 gewahr. Mehrere Stellen hat man ausbessern und übertünchen lassen, aber damit das Andenken von diesem schrecklichen Tage sich nie verwische, so liefs man zwei oder drei Spuren der Kanonenkugeln, und setzte die Aufschrift darüber: den 10. August 1792. Vor dem Eingange des Schloffes stehen zwei

Kanonen, die nach dem Carousselplatz gerichtet sind, Kanoniere mit brennender Lunte sind in der Nähe, und der äußere Hof wird von Kavallerie und Infanterie bewacht. In diesen Palast wurde der unglückliche Ludwig XVI. gebracht, als man ihn von Versailles abholte, und jetzt hält in der Nordseite desselben der Rath der Alten seine Sitzungen. Wenn man in die Tuilleries eintritt, so sind die Garden des gesetzgebenden Corps, die Grenadiere des Konvents, das erste was man gewahr wird. Diese Wache des Senats eines mächtigen Volks besteht aus lauter großen und gut gebildeten Leuten, ihre Montirung ist einfach, blau mit rothen Aufschlägen, aber vorne an der hohen Grenadiermütze ist eine Silberplatte mit der Aufschrift: Grenadier de la représentation nationale. Sie steht nicht unter dem Direktorium, wird nicht von demselben besoldet, und hängt einzig und allein von den beiden Räthen ab.

Sie ernennen zu diesem Ende eine Kommission der Inspektoren, (commission des inspecteurs)

welcher die Polizei des Palaſtes der Tuilleries, des Orts der Sitzungen des Rathes der Fünfhundert, des Gartens der Tuilleries, und überhaupt die Oekonomie und Finanzadministration des gesetzgebenden Corps übertragen ſind. Unter den Befehlen dieſer Inſpektoren ſteht die Wache und alle Militair- und Civilperſonen, die in dem angegebenen Bezirk entweder wohnen oder Funktionen haben, ſie müſſen für die Ordnung und Sicherheit im Garten der Tuilleries ſorgen, die Sitzungen der beiden Räthe vor äußern Störungen bewahren, und auf alles ein aufmerkſames Auge haben, was die Freiheit und Unabhängigkeit der Nationalrepräsentation ſichern und erhalten kann. Die Zugänge zu dem Palaſte, in welchem der Rath der Alten ſeine Sitzungen hält, ſind mit ſtarken Wachen beſetzt, und kein Fremder wird ohne eine beſondere Erlaubniſskarte hineingelaſſen. Man kann wohl ohne dieſe auf die öffentliche Tribunen und bis in den Vorſaal gelangen, aber in den Verſammlungsſaal ſelbſt darf

kein Fremder, und in die besondern Tribunen, nicht ohne eine vom Präsidenten unterzeichnete Karte. Vor dem Haupteingange zu den Sitzungen des Rathes der Alten steht ein ehrwürdiger Veteran Schildwache, und fordert jeden Deputirten, der hinein gehen will, auf, sein Unterscheidungszeichen, welches in einer silbernen Medaille besteht, vorzuzeigen. Beide Räthe versammeln sich gegen ein Uhr, bis aber die zu dem Anfange der Deliberationen nach der Konstitution nöthige Anzahl vorhanden, und das Protocoll der letzten Sitzung verlesen ist, kommt sehr oft zwei Uhr heran. Jeder Deputirte erhält vor der Sitzung die Verhandlungen des vorhergehenden Tages und die zum Druk dekretirten Reden und Vorschläge; mit diesen Papieren in der Hand sieht man sie gewöhnlich in den Saal eintreten, sich still und ruhig auf ihren Plaz begeben, und mit der Lesung derselben oft die ganze Sitzung hindurch sich beschäftigen.

Das Innere des Rathes der Alten flößt Achtung und Ehrfurcht ein. Der Saal ist ein langes Viereck

welchs durch ein grosses Deckenfenster von oben herab erleuchtet wird. Der Siz des Presidenten und die Büreaus der Sekretaire sind erhöht, vor denselben ist die Rednerbühne, und die Deputirten haben ihre Plätze auf einem Amphitheater von sechs Abstufungen, welches die Länge des Saals im Halbzirkel einnimmt, und vor der Rednerbühne nur einen mässigen Raum läßt. An den Wänden, die al fresco marmorirt, und mit Figuren von griechischen und römischen Gesetzgebern, Philosophen, Rednern und mit Trophäen geziert sind, sind die Logographenlogen, die Logen der fremden Gesandten und die Gallerien für die Zuschauer. Die feierliche Stille und das gesetzte und ernste Wesen der Deputirten in dem Rathe der Alten bestätigt jeden in der hohen Meinung, die ihr musterhaftes Betragen sich zu erwerben gewußt hat. Da alle Vorschläge des Raths der Fünfhundert in den dazu ernannten Kommissionen untersucht werden, so finden selten lebhaft Debatten in ihren Versammlungen statt,

und es geschieht gewöhnlich, daß sie, nach dem darüber erstatteten Bericht, ohne weitere Diskussion entweder angenommen oder verworfen werden. Da es ihnen nicht frei steht selbst Gesetze vorzuschlagen, sondern bloß die im Rathe der Fünfhundert beschlossenen Propositionen entweder zu bestätigen oder zu verwerfen, so hängt ihre Thätigkeit von den schnellern oder langsamern Verhandlungen jenes ab, und es geschieht oft, daß ihre Sitzungen mit der Verlesung des Protokolls anfangen und geschlossen werden. Das Volk hat eine sehr vortheilhafte Meinung von ihrer hohen Weisheit und Mäßigung, und betrachtet sie als das Palladium der Freiheit und der Konstitution. Unter ihren Mitgliedern befinden sich mehrere ausgezeichnete, und in Frankreich sowohl, als im Auslande, bekannte Männer. Mercier hat seit dem 1. Prairial unter ihnen seinen Sitz genommen, und Portalis, Dupont de Nemours, Dumas und mehrere andere verdienen durch ihre Rednertalente und ihr tadel-

freies Betragen mit Recht den lauten Beifall, welchen ihnen das Volk so gern und willig zollt.

Der Versammlungsfaal des Raths der Fünfhundert ist an der Nordseite der Tuilleries. Ehedem war er eine Reitschule, und man richtete Pferde in demselben ab, jezt aber werden Menschen darin gebändiget, und ich weiß nicht, welches leichter seyn mag. Die nehmlichen äußern Umstände, die ich von dem Rathe der Alten und seinen Sitzungen angeführt habe, finden hier ebenfalls statt, und von den Deputirten nur allein kann ich nicht sagen, was mir jene in so hohem Grade schätzenswerth macht. Da dieser Saal ein Oblongum ist, und die Tribunen und Gallerien an dem entgegengesetzten Ende der Rednerbühne sind, so hält es schwer die Vorträge zu verstehen, und nur wenn die Debatten lebhaft werden, oder gute Redner sprechen, kann man ihnen folgen. Nichts destoweniger schreiben die hinter den Gallerien befindlichen Geschwindschreiber die gemachten Motionen und Debatten mit einer Fer-

tigkeit ohne Gleichen nach. Freilich begegnet es ihnen oft, daß sie mehrere Phrasen überhören, aber diese substituiren sie kek in dem Geiste ihrer Zeitschrift, und geben dem Publikum ihre eigne Meinung für die des Rathes oder eines seiner Mitglieder. Gestern war ich bei einer sehr merkwürdigen Sitzung gegenwärtig, und befand mich grade vor der Journalistenloge. Es wurde eine sehr wichtige Motion gemacht, die der hinter mir befindliche Geschwindschreiber nicht verstanden hatte. Um die Lücke auszufüllen erkundigte er sich bei seinen Kollegen nach dem Sinn derselben: da sie aber zu verschiedenen Partheien gehörten, so konnten sie sich nicht darüber vereinigen, und der eine schrieb sie in billigenden, der andre in tadelnden Ausdrücken nieder. Das einzige Journal, welches die Verhandlungen des gesetzgebenden Corps wahr und unverfälscht darstellt, ist der Moniteur, und er kann dieses um so mehr, da er sie sehr spät liefert, und ihm die Büreaus der beiden Räthe, die ge-

haltenen Diskussionen und Reden gedruckt oder abschriftlich zustellen.

Die Bänke in diesem Saale sind ebenfalls amphitheatralisch erbant, und die Plätze der Deputirten numerirt. Von Zeit zu Zeit werden sie verloofet, und dadurch ist man der Zurückkehr der Benennung des Berges und der rechten und linken Seite, die in der Revolution so viel Böses gestiftet haben, zuvorgekommen. Die Sitzungen werden allemal von dem Präsidenten, oder in seiner Abwesenheit, von einem der Sekretaire, durch das Läuten der Glocke eröffnet. Wenn dieses geschehen ist, werden die Protokolle der vorhergegangenen Sitzung, und die eingelaufenen Bittschriften verlesen, darauf statten die Kommissionen die an der Tagesordnung befindlichen Berichte ab, und alsdann erst fangen die Debatten entweder über die Berichte und Vorschläge der Kommissionen, oder über die neuen Motionen der Mitglieder an. Jetzt hört man von allen Seiten rufen: Je demande la parole, und wenn sich

mehrere Deputirten nach der Rednerbühne drängen, so entscheidet der Präsident, welcher von ihnen zuerst sprechen soll. Nachdem die eingeschriebenen Redner für und gegen eine Motion gesprochen haben, und weiter niemand zu sprechen verlangt, so fragt der Präsident, ob er die Diskussion schliessen darf. Wenn niemand sich dawider setzt, so erklärt er, dass sie geschlossen sey, und lässt über die urgence zuerst, wenn sie vorgeschlagen ist, und dann über jeden Artikel der Proposition selbst stimmen. Je mets aux voix l'urgence, heisst es nun, que ceux qui sont pour l'urgence se lèvent, und hin und wieder stehen einige Deputirten auf, — que ceux qui sont contre l'urgence se lèvent, und wenn jezt niemand, oder doch nur wenige sich von ihren Sitzen erheben, so erklärt der Präsident, la majorité de l'assemblée est pour; l'urgence est adoptée. Dieses wird sogleich niedergeschrieben, und alsdann über jeden Artikel des Dekrets gestimmt. Derjenige, der es vorgeschlagen hat, liest einen nach dem

ändern vor, und der Präsident fragt bei jedem, ob ihn die Versammlung annehmen wolle oder nicht. Findet gar kein Widerspruch statt, und schlägt niemand Verbesserungen oder Abänderungen zu dem einen oder dem andern Artikel vor, so wird der Vorschlag, wie er gemacht worden ist, dem Rath der Alten, durch eine besondere Message zur Bestätigung zugeschickt.

Bei unbedeutenden Diskussionen giebt fast kein einziger Deputirter auf den Redner acht, sie sprechen entweder unter einander, oder lesen Zeitungen und die den vorhergehenden Tag in beiden Räthen gehaltenen gedruckten Reden. Wenn gestimmt wird, stehen wenige von ihren Sitzen auf, und es kommt oft auf den Präsidenten allein an, ob er für oder gegen einen Vorschlag entscheiden will. Bei wichtigen Debatten nur ist alles Ohr, die Redner stürzen sich mit Ungestüm auf die Rednerbühne, jeder will zuerst sprechen, und das Rufen des Präsidenten und der Huissiers, *silence citoyens*, und das Läuten der Glocke

Glocke sind oft nicht im Stande, den Lärm und die Unruhe zu stillen. Dergleichen unanständige Scenen sind gegenwärtig selten, aber unter den vorhergehenden Assemblies fielen sie sehr häufig vor. Auch die Tribunen haben keinen Einfluß mehr auf die Versammlung, es darf sich niemand erlauben, weder zu klatschen noch zu murren, ja selbst still sprechen dürfen die Zuschauer nicht unter einander, und die geringste Unordnung wird sogleich vom Präsidenten verwiesen, und der Ruhestörer durch die Wache hinausgebracht.

Hier war es, wo Mirabeau so oft siegte, und die Zuhörer durch seine hinreißende Beredsamkeit zur höchsten Bewunderung stimmte; hieher flüchtete sich Ludwig XVI. am 10. August, und war Zeuge, als über seine Absetzung deliberirt wurde; an den Schranken eben dieser Versammlung stand er kurz darauf als Angeklagter, und mußte sich, vor seinen Klägern und Richtern vertheidigen; in diesem Saale herrschte Robespierre unumschränkt über seine Kollegen, und alles schwieg

wenn er seine Stimme erhob. Aber hier war es auch, wo ihn Tallien am 9. Thermidor mit so viel Muth und Entschlossenheit anklagte, und das Verhaftsdekret gegen ihn durchsetzte. Sprachlos vor Wuth und Verzweiflung wufste er sich nicht zu vertheidigen, er schaute um sich, und wurde gewahr, daß auch seine Henker schwiegen, die Befinnung verließ ihn, und der allmächtige Diktator, vor welchem vier und zwanzig Stunden vorher ganz Frankreich zitterte, wurde ohne Widerstand als Gefangener aus dem Saale geführt. Hätte Robespierre in diesen Momenten nicht den Kopf verlohren, sich, anstatt in das Gemeindehaus, in den Sicherheitsausschuß begeben, die Konvention in demselben geächtet, und den Pöbel von Paris zu Hülfe gerufen, so siegte er über seine Gegner, und befestigte sein Ansehn mit unerschütterlicher Stärke. Personen, die an diesem schrecklichen Tage in Paris waren, und die Konvention in der Nähe beobachtet haben, haben mich versichert, daß sie eine zeitlang so

furchtsam und unentschlossen gewesen sey, daß Robespierre sie mit einigen hundert Mann hätte gefangen nehmen können.

Als er in derselben angeklagt wurde, hatte sie noch nicht die geringsten Anstalten zu ihrer Sicherheit und Vertheidigung getroffen, und nachdem man ihn daraus entfernt hatte, waren die Anführer dieser Insurrektion erst bemüht, das Volk auf ihre Seite zu ziehen. Die rege Masse des Pöbels, die in diesen Augenblicken die Majorität bildete, war ganz für Robespierre, er durfte sie nur um sich her versammeln, sich an ihre Spitze stellen, und mit Kaltblütigkeit und Entschlossenheit gegen den Konvent anrücken, und er lag wieder zu seinen Füßen. Aber dadurch, daß er sich aus einem Gefängnisse ins andere bringen liefs, und sich endlich der Gemeinde in die Arme warf, verlor er Zeit, und versäumte den für ihn günstigen Moment. Diesen benutzte die Konvention, setzte sich in den gehörigen Vertheidigungsstand, ächtete ihn und seine Ge-

hülften, und nachdem sie eines glüklichen Erfolgs gewiß war, rückte sie vor das Gemeindehaus, zerstreute Henriots zusammengebrachte Hülfsstruppen, und bemächtigte sich der angeklagten Konventsglieder. Bis zu diesem Augenblicke hatten es nur wenige gewagt, sich gegen Robespierre zu erklären, aber kaum war er in sichere Verwahrung gebracht, als ganz Paris gegen ihn aufstand. Die Freude war unbeschreiblich, die sich der Einwohner bemächtigte, sie glich dem Ungeßüm, mit welchem dem Tode Entronnene sich ihren Freunden in die Arme stürzen, die bis zum Erdrücken angefüllten Gefängnisse tönten davon wieder, und wahre, ungeheuchelte Zufriedenheit glänzte auf allen Gesichtern.

Tallien, der an diesem Tage Frankreich und Paris von dem schreklichsten Ungeheuer befreite, nimmt heute noch seinen Plaz in dem Rathe der Fünfhundert ein. Dort habe ich ihn zuerst gesehen, und eine einnehmende, etwas ernsthafte Gesichtsbildung an ihm bemerkt. Er ist allezeit

sehr gut und geschmackvoll gekleidet, verfäumt
 selten eine Sitzung, besteigt aber nie die Redner-
 bühne, sondern sitzt einsam und vor sich hinstar-
 rend auf seinem Platze. Das Volk hat vergessen,
 daß er am 9. Thermidor es mit Lebensgefahr
 rettete, aber daß er an den Septemberscenen An-
 theil genommen, vergißt es ihm nie.

Funfzehnter Brief.

Paris den 1. Juni 1797.

Die Vorfällenheiten wechseln hier mit so außerordentlicher Schnelligkeit ab, daß man nicht einen Augenblick unaufmerksam seyn darf, wenn man nicht sogleich aus dem Zusammenhange kommen will. Es ist ein ewiges Drängen und Streben nach neuen Dingen, welches die Einzelnen sowohl, als die ganze Masse des Volks belebet. Veränderlichkeit ist die Natur des Franzosen, was heute seine ganze Aufmerksamkeit fesselte, übersieht er morgen mit gleichgültigen Blicken, sein Durst nach Abwechselungen ist unerschöpflich, und wer ihm nicht mit gleicher Schnelligkeit zu folgen weiß, bleibt bei dem geringsten Stillstande so weit zurück, daß es unmöglich wird, ihn ohne einen Sprung wieder einzuholen.

Auf diese Bemerkungen werde ich durch den Ueberblick dessen, was sich seit meinem letztern Schreiben hier zugetragen, ganz natürlich geleitet.

Ich hatte mehrere Tage hindurch mich mit der Besichtigung der hiesigen Merkwürdigkeiten allein beschäftigt, oder meine Zeit in Gesellschaften, zu welchen ich täglich Einladungen erhalte, zugebracht. Dadurch blieb mir keine Murre übrig, dem Gange der Geschäfte einige Aufmerksamkeit zu widmen, und heute, als ich D . . . davon Rechenschaft ablegen wollte, fand ich eine Leere in meinem Gedächtnisse, die mir nicht zu zehn Zeilen Stof genug geliefert haben würde. Ich habe also die Ausführung dieses Vorsatzes auf so lange hinausgeschoben, bis ich Gelegenheit gefunden haben werde, mich wieder einzustudieren. Da ich mich aber dieser Morgen recht zum Schreiben aufgelegt fühle, und das schlimme Wetter keinesweges zum Ausgehen locket, so möchte ich ihn nicht gerne unbenuzt verstreichen lassen. Aber werde ich es wohl, nach diesem Geständniss, wagen dürfen, heute an Sie zu schreiben? — Fast fürchte ich, Sie möchten mir es übel auslegen, und wenn ich mich dazu entschliesse, so

rechne ich mehr auf ihre Nachsicht, als auf das Interesse meines Vortrages.

Ich komme noch einmal auf den Palast der Tuilleries zurück, von welchem ich durch die eingeschaltete lange Episode über die Versammlungsorter der beiden Räthe, früher, als es meine Absicht ist, abgeführt worden bin. Könnte man auch weiter nichts über ihn sagen, als daß er von dem letzten unglücklichen Könige der Franzosen einige Zeit bewohnt worden ist, so müßte das Interesse, welches jedermann an seinem traurigen Schicksale nimmt, selbst die weitschweifigste Beschreibung desselben verzeihlich finden. Aber fürchten Sie nicht, daß ich Ihren deutschen — wie soll ich ihn nennen? — Patriotismus auf diese Probe stelle: eine unbedeutende Nachlese soll alles seyn, was ich noch darüber sagen werde.

Das Ganze besteht aus fünf Pavillons und vier Corps de Logis und nimmt sich, von den Tuilleries betrachtet, ganz vortreflich aus. Diese Seite überhaupt verdient, man mag von da den Garten

übersehen, oder von demselben das Schloß betrachten, die Aufmerksamkeit des Reisenden. Der mittlere Pavillon ist auf Säulen von Marmor gestützt, zwischen welchen marmorne nicht übel gearbeitete Statuen stehen. Vor dem Eingange in denselben sind zwei Löwen von Marmor, und die Gallerien über demselben zieren Büsten und Vasen. Auf eben diesen Pavillon hat man angefangen einen neuen Telegraphen zu erbauen, der aber wegen Mangel an Geld, bis jezt noch unvollendet geblieben ist. Diesen Palaß, so wie alle Gebäude des Staats, bezeichnet die Aufschrift: *Unité, Liberté, Egalité*; den Nachsatz *ou la mort*, hat man, seitdem das Schreckenssystem aufgehört, allenthalben ausgelöscht. —

Wenn man von dem mittlern Pavillon nach den Tuilleries hinschauet, so bietet sich dem neugierigen Auge das reizendste Schauspiel dar. Durch die große Allee, welche den Garten in der Mitte durchschneidet, sieht man am Thor desselben, das auf den Platz der Revolution führt, den

hohen Freiheitsbaum, hinter ihm die ungeheure Statue der Freiheit, und den in grader Linie sich an den elysäischen Feldern hinziehenden Weg, der in den Boulogner Wald führet. Des Nachmittags, wenn sich die Spaziergänger hier eingefunden haben, erhält die Landschaft Leben und Bewegung, und wird eben dadurch um so anziehender. Durch alle Eingänge sieht man das Volk in die Tuilleries strömen, wenige halten sich in der Nähe des Schlosses, oder zwischen den Bosquets, die vor demselben befindlich sind, auf, die Sonnenhitze, die hier unerträglich ist, verscheucht jedermann, und alles eilt dem dickbelaubten Wäldchen zu, welches im Hintergrunde, Schauer und Ehrfurcht einflößend, sie aufnimmt. Hier wandelt Alt und Jung, wie die Schatten in den elysäischen Gefilden, zwischen den hohen und dickbelaubten Bäumen, oder ruhet auf Bänken; hin und wieder sieht man einzelne Gruppen, die auf Stühlen gelagert, der angenehmen Kühlung genießen; Arm in Arm gehen Jüngling und

Mädchen auf der hohen Terrasse, oder zwischen den breiten Alleen; Künstler oder Kunstkenner versammeln sich um die dort aufgestellten vor-
 trefflichen Statuen, und fällen ihr Urtheil über sie, und der Faktionsgeist ist hier, so wie auf allen öffentlichen Versammlungsplätzen des Volks, nicht minder thätig und beschäftigt. Es ist ein angenehmes Schauspiel, wenn man von einer Ecke des vierseitigen Wäldchens, das Ganze zwischen den Bäumen durch überfieht, und in dem Verhältniß der Entfernung die Gegenstände mehr oder weniger genau unterscheiden kann. Da kein Strauchwerk das Auge aufhält, und die Bäume alle nach der Schnur gesetzt sind, so kann man es leicht von einem Ende bis zum andern übersehen; die Schatten der Nacht, die hier früher wie an jedem andern Orte sich einstellen, umhüllen das Ganze nur allein mit einem undurchdringlichen Schleier.

Der Garten der Tuilleries, wenn er auch nicht nach dem neuesten Geschmack ist, hat nichts

desto weniger unendliche Reize, und ist gewiß einzig in seiner Art. Er ist auf beiden Seiten von einer Terrasse umgeben, die an dem Thor nach dem Plaz der Revolution hin, sich in der Form eines Hufeisens vereinigt. Die Terrasse, welche sich längs dem Palaste hinzieht, und von welcher man den Garten in seiner ganzen Ausdehnung übersehen kann, ist mit Vasen und marmornen Statuen besetzt. An der Südseite nach dem Wasser hin, sind zwei Nymphen und ein Jäger von Coustou dem ältern, und an dem entgegengesetzten Ende ein sitzender Faun, der auf der Flöte spielt, eine Hamadriade, die ihm aufmerksam zuhört, und eine Flora, von Coyzevox. Von hier gelangt man auf die Seitenterrasse, die sich an dem Gebäude, in welchem der Rath der Fünfhundert seine Sitzungen hält, und la terrasse des feuillants heisst, hinzieht. Sie ist auf beiden Seiten mit Spalieren und jungen Bäumen besetzt, hat wenig Schatten, wird aber, nach regnichtem Wetter besonders, sehr stark besucht. Da sie

hoch und abhängig ist, so kann man hier trockenen Fußes spazieren, wenn den Garten noch ein See von zusammengelaufenem Regenwasser dekt. Sie erhebt sich unmerklich, je näher man gegen den Revolutionsplatz kommt; dort wird sie breiter, und man kann von da diesen und die Gegenden um denselben mit einem Blicke übersehen. An Sonntagen, wo das Volk in Masse nach den elysäischen Feldern strömt, genießt man auf derselben ein sehr reizendes Schauspiel. Man sieht, wie es sich allmählig aus dem Wäldchen der Tuilleries herauswälzt, sich an dem Bassin, das vor demselben sich befindet, rechts und links theilt, an dem schmalen Eingang sich wieder sammendrängt, in dichten undurchdringlichen Haufen sich fortbeweget, und endlich auf dem Platze der Revolution sich von neuem ausbreitet, ihn ganz bedeckt, und in den Schatten der elysäischen Felder sich verliert.

Hier ist die Terrasse durch das Thor unterbrochen. Sie führt einen sanften Abhang hin-

unter in den Garten, über welchen weg, man auf der entgegengesetzten Seite, wieder hinaufsteigen kann. Dieser Theil gleicht dem so eben verlassenen, was seine Form anbetrifft, völlig, wenn aber dort Lustgärten, Kaffeeschenken und Glaciers auf demselben sich befanden oder daran anstießen, so sind hier blos nach den elysäischen Feldern hin einige kleine Krautgärten, und längs der Allee eine niedere Mauer, die die Tuilleries von der Straße trennt. In einen von diesen Gärten hat man seit einigen Tagen das Denkmahl des unsterblichen Rousseau verbannt. Es stand sonst an der Terrasse der Feuillants auf einem viereckigten Grasplatze, der mit einem Geländer umgeben ist. Dieses, so wie alle seit der Revolution aufgestellten Monummente, ist höchst erbärmlich, und macht dem Künstlergenie des Konventsdeputirten David, dem die Ausführung gewöhnlich übertragen ward, wenig Ehre. Rousseau's Verbannung hat den Faktionen Gelegenheiten gegeben, sich in spitzigen Epigrammen über die

Urheber derselben lustig zu machen, zumal da man an seine Stelle einen Meleager gesetzt hat, den das Volk, wegen seiner schönen Formen nicht genug bewundern kann.

Auf dieser Seite der Terrasse wird die Aussicht nach den Tuilleries, wegen der Nähe der Bäume beschränkt, aber dafür gewähren die Seine und die Quais an den beiden Ufern derselben den herrlichsten Prospekt. Beim Sonnenuntergang sind besonders die neue Brücke, (Pont neuf) und die hinter derselben befindlichen Häuser sehr mahlerisch erleuchtet, und es findet hier beinahe eben dasjenige statt, was ich Ihnen über ein ähnliches Schauspiel am Genfersee gesagt habe. Die mannigfaltigen Abwechselungen und Schattierungen des Lichts und Schattens fallen nur allein weg, die Gegenstände sind alle in dem nehmlichen Augenblicke erhellt, die Strahlen der Farben brechen und reflektiren nicht so häufig, und die Dunkelheit zieht auf einmal ihren dichten Schleier über sie. — An der linken Seite der

Terrasse steht eine Reihe Bäume, und wo diese aufhören, da hat man jetzt angefangen Statuen von Bronze und schöne marmorne Vasen zu setzen. Einige davon sind schon aufgestellt, und zu den übrigen sind die Piedestale bald fertig. Die Statuen sind aus dem Garten von Marly, und man bewundert besonders unter ihnen den Laocoon, Apollo, die Venus aux belles fesses, und eine Diana. Seit einiger Zeit läßt es sich die Regierung überhaupt sehr angelegen seyn, den Garten der Tuilleries mit Vasen und Statuen zu zieren, und wenn sie alle aufgestellt seyn werden, so kann sich die Anzahl der letztern sehr leicht auf dreißig belaufen. Sehr kontrastirend mit der hiesigen Moralität ist der Eifer, mit welchem in einigen Journalen gegen den Plan der Regierung, nackende Statuen vor den Augen des Publikums aufzustellen, geschrieben wird. Es ist daraus ein Federkrieg entstanden, der seine Partheien hat, und dessen Anhänger bald mit feinem Wiz, bald mit plumpen Ausfällen fechten, aber im Ganzen genommen

nommen keine Aenderung in der Sache hervorzu-
bringen im Stande sind.

Ich führe Sie nun von der Terrasse hinunter
in den Garten , und zwar in die mittlere Allee,
von welcher ich Sie auf die zu beiden Seiten befind-
lichen Gegenstände aufmerksam machen will. In
diesem Theile der Tuilleries sind keine Bäume,
aber mehrere große Rasenplätze, die mit einem
hölzernen Geländer umgeben, und mit blumen-
tragendem Strauchwerk umzäunt sind. Wenn
das Auge von dem Sonnenglanze geblendet, oder
von der Menge der Gegenstände, die es berüh-
ren, ermüdet ist, so ruht es auf ihnen mit Wohl-
gefallen aus, und stärkt sich, um die schneeweif-
sen Marmorbilder, die an einigen angelehnt sind,
genau beobachten zu können. Zu beiden Seiten
dieser Alleen sind zwei mit Steinen eingefasste
Bassins, und in denselben ein drittes, welches
mit demjenigen, das jenseits des Wäldchens ist,
sich in grader Linie befindet. An die Bassins
sind vier Marmorgruppen, die seit vielen Jahren

dort schon aufgestellt sind, aber die Vasen und Statuen, welche an dem Wäldchen angelehnt sind, und mit den bronzenen Figuren die auf der Terrasse stehen, einen graden Winkel bilden, sind erst neuerlich hieher gesetzt worden. Die Gruppe zur Rechten ist die Entführung der Cybele durch Saturn, die Ceres ist auf einen Löwen, das Sinnbild des Schreckens, gestützt, wird aber von den beiden andern Figuren beinah ganz bedekt. Das Ganze ist von Regnacedin. Die zweite an eben der Seite ist eine Lukrezia, die sich den Dolch in die Brust stößt, sie wurde in Rom von Theodon angefangen, und in Paris von le Pautre beendigt.

Ihnen gegenüber sind zwei andere Gruppen, von welchen die eine den Æneas, wie er seinen Vater trägt, vorstellt, und für ein Meisterstück des le Pautre gehalten wird. Die andere ist die Entführung der Orithia, durch den Wind Boreas, von Caspar Marfy angefangen und von Flamen beendigt. Die Statuen, welche

an das Wäldchen angelehnt seyn werden, sind noch nicht alle aufgestellt, und Sie bemerken bloß die, welche sich zur rechten Seite der mittlern Allee befindet. Zwei schön gearbeitete Jünglinge, Bacchus und Hercules, ziehen Ihre ganze Aufmerksamkeit auf sich, und nun treten Sie in das Dunkel des Waldes, das Sie hier aufnimmt. Jenseits desselben stoßen Sie auf ein großes achteckiges Bassin, welches mit der mittlern Allee und dem Eingange in die Tuilleries von dem Platze der Revolution her, korrespondirt. Unter dem Schatten der Bäume stehen auf dieser Seite des Waldes acht Statuen, von welchen ich nur die vorzüglichsten anzeigen will. Die erste zur Rechten ist Hannibal, der, nach der Schlacht bei Cannä, die Ringe der gefallenen römischen Ritter zählt; sie ist von Sebastian Slodtz. Auf sie folgen der Winter, der Frühling und eine Vestale von le Gros, die als Nachahmung einer Antike, vollendet ist. Zur Linken stehen Scipio der Afrikaner von Coustou dem äl-

tern, der Sommer, der Herbst und eine Agrippina. Weiterhin gegen das Thor sind vier Gruppen, die Tiber, der Nil, die Seine und Marne, und die Loire vorstellend.

Ich habe mich jetzt bloß mit der trockenen Anzeige der im Garten der Tuilleries befindlichen Statuen begnügt, wenn ich aber über die hiesigen Werke der Kunst sprechen werde, will ich wieder darauf zurückkommen, und diejenigen ausheben, die besonders bemerkt zu werden verdienen, bis dahin, hoffe ich, sollen auch die noch fehlenden Figuren, zu deren Aufstellung aber schon Anstalten getroffen sind, aufgerichtet werden. — Im Frühling werden die Reitze des Gartens dadurch noch mehr erhöht, daß die Regierung Orangenbäume in demselben aufführen läßt. Längs an der Terrasse der Feuillants hin stehen zwei Reihen derselben: an den Bosquets und auf der Seite des Schlosses dergleichen, und der vordere Theil des Gartens ist überhaupt ganz damit angefüllt. Am Ende der erstern Allee stand sonst

Rousseaus Denkmal, und ihm gegenüber wird jetzt an einem Fußgestelle gearbeitet, auf welches eine liegende weibliche Figur gesetzt werden soll. In dem Wäldchen selbst werden noch mehrere Fußgestelle errichtet, aber ich habe bis jetzt nicht erfahren können, was für Statuen man darauf setzen wird.

Der Garten der Tuilleries wird gegenwärtig häufiger als vor einigen Jahren besucht. Sonst schreckte die Nähe der furchtbaren Konvention die Menge davon zurück, man wagte es nicht, den Ungeheuern, die in derselben Fesseln für ganz Frankreich schmiedeten, unter die Augen zu treten, befürchtete von ihren Spionen denunziert und angeklagt zu werden, mochte sich nicht in der Nachbarschaft eines Platzes befinden, auf welchem das Blut in Strömen geflossen ist, und von ihren mörderischen und mit der allgemeinen Zerstörung drohenden Anstalten Zeuge seyn. Als diese Zeiten vorüber waren, und die Pariser sich von ihrem Schrecken erholt hatten, liefs sie ihr

Mangel an Patriotismus, und der Geist des Widerspruchs der sie belebt, diese Promenade noch lange vernachlässigen. Man verlangte von den Frauenzimmern, sie sollten die Nationalkokarde tragen, und die Schildwachen hatten Befehl, keine ohne dieses Wahrzeichen der Revolution einzulassen. Diese Mode gefiel ihnen um so weniger, weil sie mit ihren Gesinnungen nicht harmonirte, noch mehr aber, weil sie von keiner berühmten Putzmacherin herrührte, und sie thaten lieber Verzicht auf ein Vergnügen, das sie mit so großer Selbstverläugnung erkaufen sollten, als daß sie sich den Befehlen der Regierung unterworfen hätten. Nun aber, da man seit einiger Zeit nicht mehr so strenge darauf hält, und zuläßt, was man nicht mit Gewalt durchsetzen konnte, strömt das schöne Geschlecht, wie ehemals, in den Garten der Tuilleries, und bringt dort den größten Theil des Tages zu *).

*) Man nöthigt jetzt kein Frauenzimmer mehr die Nationalkokarde zu tragen; blos diejenigen, die in der Wohnung der Direktoren, bei den Ministern oder auf dem Bureau-

Von früh bis in die Nacht trifft man in dieser Jahreszeit Luftwandler in den Tuilleries an. Des Morgens stellen sich die Gelehrten, Litteratoren und Kraftgenies aller Art daselbst ein; man sieht sie mit einem Buche in der Hand auf und abgehen, sich niedersetzen, tief nachdenken, meditiren, plötzlich aufstehen und schnell ihrer Heimath zueilen, die glüklichen Ideen, die ihnen die Stille und Ruhe des Wäldchens, seine dunkle Schatten, und der heilige Schauer, der sie in demselben ergrif, inspirirt hat, auf Löschpapier der Nachwelt zu überliefern. Hin und wieder streift auch etwa ein einsames Mädchen umher, das schüchtern durch alle Gegenden nach dem Liebhaber blickt, der ihm, der Ungetreue, hier ein Rendez-vous gab. Auch der Verzweiflungsvolle sucht seinen Zufluchtsort in den Tuilleries; tief

central etwas zu suchen haben, müssen sich damit versehen, und so wie sie hier mit Citoyenne angeredet werden, und niemand Monsieur nennen dürfen, eben so werden sie auch nicht ohne Kokarde auf dem Hut oder der Brust, von der Schildwache eingelassen.

in sich gekehrt, wandelt er hier auf und ab, brütet über seine gräßliche Lage, und scheuet sich nicht, vor ruhigen Zuschauern, sich dem Tode in die Arme zu werfen.

Nach zwölf Uhr wird es lebhafter im Garten, die Deputirten versammeln sich hier, ehe sie an ihre Geschäfte gehen: Alles, was sich mit der Politik beschäftigt, stellt sich ein, um die Beschlüsse der beiden Räthe sogleich zu erfahren, es formiren sich größere und kleinere Volksgruppen, die von dem herbeieilenden Militair augenblicklich zerstreut werden, auf der Terrasse der Feuillans und in den Alleen, die an derselben hinlaufen, werden von den Anwesenden die Neuigkeiten des Tages abgehandelt; Volksredner wagen es nur selten ihre Stimme zu erheben, und ein dumpfes Gemurmel ist alles, woraus man das Interesse ihrer Unterhaltung abnehmen kann. Der Zulauf ist jedoch nicht alle Tage gleich ansehnlich, er hängt von der Wichtigkeit der im Rathe der Fünfhundert abzuhandelnden Geschäfte ab. Als

das neue Drittheil in denselben eintrat, und die Kandidatenlisten, aus welchen der neue Direktor gewählt werden sollte, verfertigt wurden, war er ungewöhnlich groß, und blieb bis spät in die Nacht beisammen. In solchen Fällen gehen starke Patrouillen in demselben auf und ab, und wenn es finster zu werden anfängt, wird den Luftwandlern, sich aus dem Garten zu entfernen, angedeutet.

Von zwei bis vier, und von sieben bis neun Uhr, stellt sich gewöhnlich das schöne Geschlecht hier ein. Ganze Gesellschaften kommen dahin und lassen sich auf Stühlen nieder, die in zwei Reihen unter der ersten Allee Bäumen, welche mit der Terrasse der Feuillants eine Parallellinie bildet, aufgestellt sind. Dieser Ort steht nicht in so übelm Ruf wie das Palais royal und Koblenz, und jedes Frauenzimmer darf es ungescheut wagen, in Begleitung von Männern oder mit ihren Freundinnen dahin zu gehen. Auch die Politik hat hier keinen so mächtigen Einfluss wie auf den Boulevards, und die Repu-

blikaner und Royalisten gehen, zwar jeder für sich, still und ruhig auf und ab. Nichts desto weniger habe ich doch an Sonn- und Feiertagen die Abwesenheit der höhern Stände auch hier bemerkt, und gute rechtschaffene Bürgerfamilien ihre Stelle einnehmen oder durch die Tuilleries nach den elysäischen Feldern in dicken Haufen gehen sehen.

Zu beiden Seiten des eisernen Gitters, welches hier den Garten der Tuilleries schließt, stehen zwei schön gearbeitete geflügelte Pferde von Marmor, von welchen eines die Fama und das andere einen Merkur trägt; beide sind von Coyzevox. Hier war sonst die berühmte Drehbrücke, über welche der Prinz Lambesc in die Tuilleries sprengte, und das Signal zu dem ersten Volksaufstande gab. Ihr gegenüber steht die colossalische Figur der Freiheit. Sie ist, von übermenschlicher Größe, sitzend vorgestellt, in der rechten Hand hält sie eine Pike, und die Linke stützt sie auf eine auf dem Knie ruhende Erdku-

gel, Da sie nur von Thon und Bronze angestrichen ist, so haben Wind und Wetter ihr die Spuren der Vernichtung schon tief aufgeprägt und es könnte nicht schaden, wenn sie ganz zerstört würde, denn ihre Formen sind so unregelmäßig, und sie macht einen so widrigen Eindruck, daß man sie nicht ohne Achselzucken ansehen kann. Indessen ruht sie auf dem Fußgestelle der umgestürzten Statue Ludwigs XV., an welchem die Aufschrift halb vernichtet, und das marmorne Geländer, von welchem es umgeben ist, absichtlich nur theilweise umgerissen ist. Wenn man nicht eilt die Statue von Bronze, von welcher sie nur ein vergängliches Modell ist, bald an ihre Stelle zu setzen, so kann man in Gefahr gerathen, die gegenwärtige Freiheit in Trümmern zusammenstürzen zu sehen, ehe man ihr aus Erz ein würdiges und unverwüßbares Denkmal errichtet haben wird.

Dieser Platz, welchen die elysäischen Felder im Hintergrunde begränzen, ist rechts, nach den

Boulevards hin, von zwei groſſen Façaden eingefchloſſen, an welcher eine Säulenordnung angebracht iſt, zu der die am Louvre als Modell gedient hat. Sie iſt bei weitem nicht ſo ſchön und prächtig, aber da ſie von dem freien Platze beſſer geſehen werden kann, ſo macht ſie, wenn man ſie das erſtemal betrachtet, einen lebhaften Eindruck. Eines von dieſen Gebäuden, welche durch die Straße *ruë royale*, oder wie ſie jezt heiſt, *ruë des champs éliſées* getrennt ſind, war ehemals das berühmte *Gardemeuble*, das zu Anfange der Revolution beſtohlen, und in der Folge Pethion und andern die Theilnahme an dem Diebſtahle beigemessen wurde. Ihm gegenüber ſiehet die Seine, über welche die Brücke Ludwig XVI, von welcher man nach Oſten und Weſten hin die reizendſte Ausſicht hat, führet. Jenſeits deſſelben iſt der Palaſt des Prinzen Condé, einer der ſchönſten von Paris, und welchen gegenwärtig der Rath der Fünfhundert zu ſeinem zukünftigen Verſammlungsorte beſtimmt hat, und dem gemäß einrichten läßt.

Der Plaz der Revolution, oder auch der Eintracht, wie man ihn jetzt zu nennen pflegt, war unter Robespierres schreckenvoller Regierung der Schauplaz, auf welchem die Unschuld, die Tugend und Rechtschaffenheit bluteten. Hier war es, wo der unglückliche Ludwig XVI. vergeblich bemüht war, zum Volke zu sprechen, übertäubt wurde, und seinen Nacken unter das mörderische Eisen beugen mußte. Ich sehe ihn noch in stiller Ruhe und Gelassenheit das Blutgerüste besteigen, seine Augen gen Himmel heben, und ihn um Verzeihung für seine Feinde ansehen. Unnützer und unpolitischer geschah gewiß kein Mord in der ganzen Revolution, und seine Folgen können nach Jahren noch Frankreich zur Verzweiflung bringen. Heute schon bricht man über die Theilnehmer an demselben den Stab, bezeichnet sie als die Sühnopfer der ewigen Gerechtigkeit, lechzet nach Rache und dem Moment der Wiedervergeltung, tröstet sich mit der entsezlichen Hoffnung, das Andenken der ausgestandenen Verfolgungen mit dem Blute ihrer Urheber zu ver-

wischen, entragt jedem Gefühl für die leidende Menschheit, und vergißt, daß Vergebung und Vergessenheit nur allein die Wunden heilen können, die Frankreichs Revolution allen Partheien gleich tief geschlagen hat.

Auf diesem Platze bluteten ebenfalls die Brissotiner oder Girondisten. Ich weiß nicht, wenn sie diese traurige Entwicklung ihrer politischen Handlung hätten vorhersehen können, ob sie einen roten August organisiert haben würden. In jener Epoche hielten sie die Schicksale Frankreichs in ihren Händen, und fielen, ein schrecklicher Beweis von dem schnellen Wechsel der Dinge, kurze Zeit darauf, als Opfer einer Intrigue, deren Faden sie oft nach eigener Willkühr gelenkt hatten. — Eben so wenig hat sich gewiß der allmächtige Robespierre eingebildet, hier von der Bühne abzutreten, wo er Hunderte vorangeschickt hatte. Wie mußte ihm, seinen Gehülften, einem Dumas und Fouquier-Tainville zu Muth seyn, als sie das Blutgerüste bestiegen, auf welchem die Opfer ihrer Wuth in Schaaren ge-

fallen waren ! Verzweifelnd und die ewige Gerechtigkeit des Schikfals verwünschend mußten sie wie die gefallenen Engel, die von dem Angesichte Gottes in ewige Nacht und Finsterniß verstoßen wurden, sich fluchen, die Vorsicht lästern, und von den Furien der Hölle gepeitscht, sich in den Abgrund hinab stürzen, der sie ohne Erlösung verschlang.

Le désespoir, aigri par le remords vengeur,
 Le désordre, et la honte, et la rage, et la peur,
 Précipitent bientôt cette foule égarée
 Jusqu'aux derniers confins de la voûte azurée.
 Le Ciel, se retirant, offre à sa trahison
 La vaste profondeur d'un abîme sans fond.
 A cet horrible aspect, l'orgueilleuse cohorte
 Recule avec horreur ; mais une horreur plus forte
 La pousse au précipice entr'ouvert sous ses pas,
 Et la plonge vivant aux gouffres du trépas.
 L'enfer, sombre séjour de larmes, de tristesse ;
 L'enfer, brasier ardent, qui dévore sans cesse ;
 L'enfer, se dilatant, dans des torrens de feux.
 Engloutit ces pervers, et se ferme sur eux *).

*) Diese schöne Stelle ist der Schluss eines Gedichts, welches zur Ueberschrift führt : Marche de l'Eternel contre les Anges rebelles. Imitation de Milton par Lugardon.

Sechzehnter Brief.

Paris den 20. Juni 1797.

An E. v. D...

Du hast ganz recht, und ich bin völlig Deiner Meinung, daß Frankreichs Einfluss in die politischen Angelegenheiten Europens nie entscheidend werden kann, wenn es jetzt nicht in seiner Politik die Würde, Großmuth und Selbstverleugnung zeigt, die ihm allein eine wahre und feste Herrschaft über die Gefühle verschern können. Alles, was ich über die Pläne und Absichten des Direktoriums habe erfahren können, was mir nach einer unpartheiischen Uebersicht der gegenwärtigen Lage der Dinge in Frankreich klar und deutlich scheint, und mit den Verhältnissen, die in Ansehung seiner auswärtigen Verbindungen statt finden, übereinstimmt, Alles läßt mich an der nahen Abschließung des Friedens zweifeln, oder wenn er ja zu Stande kommen sollte, so kann ich ihn nicht anders als einen Waffenstillstand betrachten, den
beiden

beide Partheien, wenn sie sich einigermaßen erholt, ungescheut zu brechen, sich für berechtigt halten werden.

Frankreich hat zwei Wege vor sich, auf welchen es die Ruhe von Europa wieder herstellen und für die Zukunft sichern kann. Entweder es giebt alle seine Eroberungen zurück, begnügt sich mit den erhaltenen Kontributionen und den in Italien eroberten Gemälden und Statuen, und stellt die Sachen auf den status quo, wie sie vor dem Kriege waren, ohne Ausnahmen her, oder nimmt die von England an ihn gemachte Aufforderung zu einem Ausrottungskriege an, stürzt entweder alle Throne um, oder wird von denselben zur Rückkehr zu seiner alten Verfassung, vielleicht gar zur Herausgabe Lothringens und Elsasses gezwungen. Alle andere Mittel der gegenwärtigen Fehde ein Ende zu machen, sind lauter Palliativmittel, und können nur eine anscheinende, aber nie eine dauerhafte Ruhe bewirken.

Ich will den ersten Fall als möglich annehmen und zugeben, daß Frankreich die Niederlande und Italien herausgibt, ja selbst den Statthalter in Holland wieder einzusetzen erlaubt; ist es wohl wahrscheinlich, daß ihm England alle seine Kolonien zurückgibt, daß Rußland und Preussen sich zur Wiederherstellung Polens verstehen? — und dann überdies, wer steht ihm dafür, daß man seine Uneigennützigkeit anerkennt, ihm Dank dafür weiß, und nicht am Ende doch den allerersten Plan der Koalition wieder hervorruft und auszuführen bemüht ist? Erkenntlichkeit und Rücksicht auf geleistete Dienste sind, wie Du wohl weißt, aus der heutigen Politik verbannt, und das Interesse ist das einzige Gesetz, welches ihre Schritte leitet. Wäre Frankreich ein Königreich, glich seine Verfassung den übrigen Staatsformen Europa's, und hätte ein unumschränkter Bourbon der Koalition jeden Widerstand unmöglich gemacht, so könnte es vielleicht ohne Gefahr sich zur Rückgabe aller seiner Erober-

rungen entschliessen, und selbst die Wiederherstellung des status quo erreichen; aber es ist eine Republik, es hat eine Verfassung, die allen Thronen den nahen Umsturz droht, und kann als solche unmöglich auf treue und sichere Alliirte rechnen, und sich nicht anders als durch die gänzliche, bis zur Erschlaffung gehende Entkräftung seiner Nachbarn erhalten. Es kommt also auf eins heraus, unter was für Bedingungen Frankreich jezt Frieden schliesst, auf mässige und gerechte, auf harte und erniedrigende: die darauf erfolgende Ruhe kann nur scheinbar seyn, und der Krieg zwischen den Thronen und den Rechten der Menschheit muss und wird seinen Gang fortgehen.

Wenn von Gerechtigkeit, von Großmuth und Mäßigung der kriegführenden Partheien die Rede ist, so wirst Du nicht läugnen können, dass die Beantwortung der Frage, welche von beiden die angreifende, welche die angegriffene gewesen ist, vorzüglich dabei in Anschlag gebracht werden muss. Ich wage es nicht darüber zu entscheiden,

aber klar und deutlich ist es mir, daß, wenn man ein Land von beinahe zwölfthausend Quadratmeilen ohne alle Rechtsansprüche, ohne alle Beeinträchtigung der Großmuth, die der Stärkere gegen den Schwächern jederzeit beobachten soll, hat unter sich theilen und vernichten können, daß man, sage ich, Frankreich nicht der Härte oder Ungerechtigkeit beschuldigen kann, wenn es einige eroberte Provinzen als Schadloshaltung für seine aufgewandten Kriegskosten an sich behält. Und überdies so kann ich nicht begreifen, wie es die Koalition auch nur zugeben könnte, es sich von Frankreich in der Gerechtigkeit und Großmuth zuvor thun zu lassen. Stünde es ihr nicht weit besser an, mit diesem schönen und erhabenen Beispiele, den wilden und rohen Republikanern voran zu gehen? — Sie zeige sich gerecht, billig, uneigennützig und großmüthig gegen alle diejenigen, die sie darum anflehen, und klage alsdann Frankreich an, wenn es auf seinen harten Bedingungen besteht.

Aber eben diese wechselseitigen Anforderungen auf Grosmuth und Uneigennützigkeit bestätigen mich immer mehr in der einmal vorgefassten Meinung, daß man auf keiner Seite ernstlich darauf bedacht ist, den Frieden herzustellen. Es bleibt also nichts als ein Ausrottungskrieg übrig, wenn die Feindseligkeiten wieder anfangen sollten. Die Koalition rechnet viel zu viel auf die in Frankreich wogenden Faktionen, und die eingebildete Erschlaffung der Bürger, und Entkräftung des Landes, und das Direktorium, im Vertrauen auf die Tapferkeit seiner Armeen, und den Stolz des französischen Nationalcharakters, der nie zugeben wird, daß ihr die erworbenen Lorbeeren wieder entrisen werden, muß ganz natürlich einen rasch fortgesetzten Krieg und die daraus nothwendig entspringende dauerhafte Ruhe und Sicherheit seiner Verfassung, einem ungewissen und unsichern Frieden vorziehen. Gehen meine Pro-
 phezeihungen in Erfüllung, so sehe ich nichts als Unheil und Verwirrung in dunkler Ferne. Frank-

reich mag siegen oder unterliegen, das Resultat bleibt immer das nehmliche; es hat einen Bundesgenossen, der ihm jederzeit zu Befehle steht, und dessen sich die Koalition nicht rühmen darf, und treibt man es aufs Aeufferste, so beschleunigt man dadurch nur die Veränderungen, welche die politische Verfassung Europens über kurz oder lang nothwendig erleiden wird.

Nach dieser langen Episode, zu welcher mir Dein lezteres Schreiben die Veranlassung gegeben hat, gehe ich zu der Darstellung der hier vorgefallenen wichtigsten Begebenheiten über.

Der 1. Prairial ist vorüber, und mit ihm die Unruhe, welche man in Paris so leicht verbreiten kann. — Ich habe Dir schon gesagt, was für ein Gerücht vor den neugewählten Deputirten vorgegangen war; ils sont des honnêtes gens hiefs es fast durchgängig, wenn man von ihnen sprach und ganz Frankreich hoßt und verspricht sich demnach alles von ihrer Rechtschaffenheit. Es ist unbegreiflich, wie leicht man das Volk mit lee-

ren oder schwankenden und ungewissen Benennungen hin halten, und zu allem verleiten kann: es spielt damit, wie der Wallfisch mit einer Tonne, schwazt nach, was man ihm vorsagt, und glaubt sich über alles genau unterrichtet, wenn es die Faktionsnahmen kennt. Die Benennung *honnête homme* hat gegenwärtig eine erhabenere Bedeutung als sonst im gemeinen Leben erhalten und man wendet sie auf alle diejenigen an, die mit der Republik, der jezigen Konstitution unzufrieden, und erklärte Feinde der Jakobiner und Terroristen sind. Durch diese List hat man alle Unterabtheilungen der aristokratischen Faktionen unter eine Rubrik zu bringen gewußt: man fragt nicht ob jemand Royalist oder Konstitutionel ist, est - il honnête homme? ist alles, was man zu wissen verlangt, und wenn darauf befriedigend geantwortet wird, so läßt man vor der Hand die Frage unerörtert, ob er die Konstitution von 1791 oder das alte System herzustellen wünscht. Das Volk, unbekannt damit, wie wenig jemand, der

nichts weiter als ein honnête homme ist, unter den höhern Ständen geschätzt wird, bildet sich ein, die Angelegenheiten des Vaterlandes den besten Händen anvertraut zu haben, und verfällt nicht einmal auf den Gedanken, daß eben die honnêtes gens, wenn es in ihrer Gewalt stünde, es in eine neue Revolution zu stürzen bereit seyn würden.

Der Gegensatz von honnête homme, ist coquin, scelerat. Damit werden alle erklärte Republikaner, Demokraten, Jakobiner und Terroristen belegt. Da beide Benennungen nicht in moralischer sondern in politischer Bedeutung angewandt werden, so kann man der rechtschaffenste Mann seyn, und doch ein scelerat heißen, und umgekehrt, an Tugend und Religion nicht glauben, ein Betrüger, falscher Spieler, und weiß Gott, was seyn, und dennoch für einen honnête homme gelten. Es ist also in Frankreich dahin gekommen, daß gewisse politische Grundsätze, so wie ehemals gewisse Religionsmeinungen, den Mangel an Tugend und Rechtschaffenheit ersetzen, und so wie sonst einem

Katholiken die Absolution gegeben wurde, wenn er einen Protestanten umbrachte, eben so wird jezt ein honnête homme von jedem Verbrechen frei gesprochen, das er an einem scelerat begeht.

Diese erst kürzlich aufgetretenen und in Umlauf gebrachten Benennungen haben die Faktionsmänner in zwei Partheien getheilt, in die honnêtes gens und in die scelerats. Die erstern, die bis jezt die Minorität in dem gesetzgebenden Corps ausgemacht hatten, konnten, nachdem die neuen Wahlen bekannt worden waren, ihre ausgelassene Freude nicht bergen, fingen, von dem 1. Prairial an, eine dominirende Majorität zu werden. Sie machten schon im voraus Pläne, wie sie das Direktorium unterjochen, die Jakobiner ausrotten, alle noch bestehende revolutionaire Gesetze abschaffen, und besonders den deportirten Priestern und Ausgewanderten die Rückkehr in ihr Vaterland erleichtern wollten. Da mehrere ihrer Projekte mit dem Texte der Konstitution geradezu im Widerspruch standen, und das Direktorium

sowohl als die Anhänger der gegenwärtigen Konstitution befürchten mußten, daß sie ihre Vorschnelle zu höchst gefährlichen Schritten verleiten könnte, so waren sie darauf bedacht, sich in den gehörigen Vertheidigungsstand zu setzen. Die Jakobiner nur allein, die seit der Verhaftnehmung Baboeufs und seiner Gefährten, gegen das Direktorium sowohl als gegen das gesetzgebende Corps erbittert waren, fiengen sich mehr wie gewöhnlich an zu regen, und schienen einen neuen Versuch, sich empor zu schwingen, wagen zu wollen.

Hierauf bezieht sich die im Rathe der Fünfhundert am 29. Floreal von Dumolard gemachte Motion. „Ich komme, sagte er, eure Aufmerksamkeit auf die Vorfälle der vergangenen Nacht zu lenken. Man geht damit um, gegen das Direktorium und die Nationalrepräsentation einen entscheidenden Schlag zu führen. Mehrere von uns sind diese Nacht dafür gewarnt worden, ich selbst habe eine ähnliche Warnung erhalten; aber welches auch die Projekte der Kon-

„spiration seyn mögen, so waren die Grenadiere
 „des gesetzgebenden Corps unter den Waffen, der
 „Rath der Alten war an seinem Posten, zahlreiche
 „Patrouillen durchstrichen die Straßen, und der
 „Policeiminister hat seine Schuldigkeit gethan.“

Mit diesen Schreckbildern setzte Dumolard den Rath der Fünfhundert und ganz Paris in Unruhe. Man glaubte alle Augenblicke, die Jakobiner würden losbrechen und die Fahne des Aufbruchs aufpflanzen: aber als man die Sache genau untersuchte, so fand es sich, daß man sich von einigen besoffenen Kerls hatte in Furcht jagen lassen. Dumolard, der, mehr als andere, Ursache hat, sich über die Revolution zu beklagen, äußerst furchtsam ist, und in der unbedeutendsten Bewegung die Rückkehr des Schreckenssystems und aller seiner Greuel sieht, ließ sich auch diesmal von seiner Lebhaftigkeit hinreißen, und focht gegen Windmühlen. Zwar machten die Umstände eine terroristische Bewegung nicht unwahrscheinlich, jedoch konnte man mit Grund an ihrem Gelingen

zweifeln, da das Direktorium, die Gesetzgebung, ja ganz Paris, der Ausführung eines solchen Plans sich widersezt haben würden.

Diese Besorgnisse wurden dadurch erhöht, weil zu eben der Zeit das Direktorium mit den beiden Rätthen sich über ein Dekret, in welchem die Art und Weise, wie die Direktoren untereinander loosen sollten, genauer bestimmt wurde, sich entzweit hatte. — Es hatte sich hier das Gerücht verbreitet, dafs die Mitglieder des Direktoriums miteinander übereingekommen seyen, dafs eines von ihnen am 30. Floreal seine Stelle freiwillig aufgeben werde. Man sprach von Belohnung, von Entschädigung, die man dem freiwillig austretenden Mitgliede zugesichert habe, und nannte beide, das Mitglied und die Summe, die ihm dafür versprochen worden sey. Da die Konstitution sich nicht bestimmt darüber erklärt, wie das Direktorium loosen soll, ob öffentlich oder bei verschlossenen Thüren, so wäre es leicht möglich gewesen, dem Glücksrade den Umschwung zu geben, nach wel-

chem der Vorherbestimmte auch durch das Loos wäre ausgestossen worden. Damit aber war keine Parthei zufrieden, weil eine jede diesen oder jenen Direktor aus dem Direktorium austreten zu sehen wünschte.

Um also die Ausführung dieses Plans, wenn er existirte, unmöglich zu machen, eilte der Rath der Fünfhundert durch ein Dekret die Art und Weise der Ziehung genauer zu bestimmen. Es wurde sogleich dem Rathe der Alten zugeschickt, und da es auch hier ohne große Schwierigkeiten durchgieng, so erhielt es Gesezkraft, und mußte als Gesez von dem Direktorium respektirt werden. Aber wie erstaunte man, als sich dieses weigerte, ihm das Staatsiegel aufzudrücken und es bekannt zu machen! Die beiden Rätthe und ganz Paris waren in Unruhe darüber, man befürchtete eine gewaltsame Trennung zwischen den zwei höchsten Obrigkeiten, und da zu eben der Zeit die Jakobiner sich zu rühren anfiengen, so besorgte man, das Direktorium möchte, wenn es auf seiner

Weigerung bestünde, und das gesetzgebende Corps sein Dekret nicht zurücknehmen wollte, mit ihnen gemeinschaftliche Sache machen. In dem Message, welches das Direktorium über diesen Gegenstand an den Rath der Fünfhundert, gesandt hatte, behauptete es, das Dekret vom 25. Floreal sei gegen die Konstitution, und da es, vermöge des 377. Artikels derselben, verpflichtet sey, für ihre Aufrechthaltung zu wachen, so könne es den ihm zugeschickten Akt des gesetzgebenden Corps (acte legislatif) unmöglich unterliegend und bekannt machen.

Bei der Verlesung dieses Messages äusserte man im Rathe der Fünfhundert den grössten Unwillen, mehrere Redner traten auf und sprachen in heftigen Ausdrücken gegen das Direktorium: Dumolard verlangte, man solle zur Tagesordnung übergehen, Pastoret hingegen forderte, dass man augenblicklich darüber berathschlage: „denn, sagte er, wenn ihr die Diskussion bis morgen aufschiebet, und das Direktorium nach Verlauf von

vier und zwanzig Stunden das Dekret vom 25. Floreal nicht untersegelt hat, so müßt ihr es vor das Tribunal stellen, und über eine offenbare Verletzung der Konstitution anklagen.“ Das Message wurde nun noch einmal verlesen, und der Rath gieng alsdann zur Tagesordnung über. — Das Direktorium hatte sich von seinen geheimen Rathgebern hierin irre leiten lassen, und glaubte dem gesetzgebenden Corps in einer Sache Widerstand thun zu müssen, in welcher das Recht nicht ganz auf seiner Seite war. Es wurden nun zwischen ihm und den beiden Räthen häufige Konferenzen gehalten: die Majorität sowohl als die Minorität suchten es zu einer Sinnesänderung zu bewegen, und ehe die Zeit von vier und zwanzig Stunden verstrichen war, hatte es das Gesetz vom 25. Floreal untersegelt, und dadurch augenblicklich die Unruhe und Besorgniß in Paris zerstreuet.

Den 30. Floreal gieng die Ziehung in dem Palaß Luxemburg vor sich. Es strömte eine ungeheure Menge Volks dahin, um diese leere Cere-

monie mit anzusehen. Die Wachen auf dem Direktorium waren verdoppelt, die Direktoren erschienen in ihrer Amtskleidung, und alle fremde und einheimische Minister, und der Generalstab der Armee des Innern waren gegenwärtig. Le Tourneur, aus dem Departement de la Manche, zog das fatale Loos, das ihn aus dem Direktorium ausschloß. — Nach der Konstitution mußte das Direktorium dem gesetzgebenden Corps das Protokoll von seiner Sitzung sogleich einschicken. Dieses geschah auch, allein es vermied sorgfältig in demselben, das Dekret vom 25. Floreal anzuführen, sondern berief sich allein auf den darauf Bezug habenden Artikel des Konstitutionsaktes. Aber das Eis war nun einmal gebrochen, das System, welches das Direktorium in der Zukunft befolgen zu wollen schien, war klar, und man mußte einen Kampf zwischen den beiden höchsten Autoritäten als unvermeidlich befürchten.

Den 1. Prairial trat das neugewählte Drittheil in das gesetzgebende Corps ein; es geschah mit

Würde

Würde und Anstand, blos als der Name Bar-
 r e r e unter die neuen Deputirten mit abgelesen
 wurde, entstand ein Gemurmel des Unwillens in
 der Versammlung, und es wurde augenblicklich
 beschlossen, diese Wahl für ungültig zu erklären.
 Nachdem so viel Vollmachten untersucht worden
 waren, als zur Vollständigkeit des Rathes der Fünf-
 hundert erfordert wurden, schritt man zur Besez-
 zung des Bureaus, und Pich eg ru wurde bei-
 nah einmüthig zum Präsidenten erwählt. Schüch-
 tern und bescheiden naht er sich der Rednerbühne,
 und spricht: „Ich bin von dem lebhaftesten Danke
 „für den Beweis eures Wohlwollens tief durch-
 „drungen; aber jemehr ich die Grösse und Er-
 „habenheit der Funktion, die ihr mir dadurch,
 „dass ihr mich auf den Stuhl des Präsidenten er-
 „hoben, übertragen habet, bei mir selbst überlege,
 „jemehr fühle ich mein Unvermögent, sie wür-
 „dig zu erfüllen. Die Zusicherung eurer Nach-
 „sicht kann mich nur allein bewegen, sie anzu-
 „nehmen, und ich werde sie um so mehr nöthig

„haben, da ich mit dem hier üblichen Ceremoniel gänzlich unbekannt bin.“

Im Auslande wird man diese Wahl unstreitig als einen Beweis von der guten Organisation des gegenwärtigen gesetzgebenden Corps angesehen haben. Es macht ihm auch in der That grosse Ehre, einen Mann, den ganz Europa schätzen und lieben muss, zu diesem erhabenen Posten ernannt zu haben. In den Departementern betrachtete man sie, als eine glückliche Vorbedeutung von dem zukünftigen guten Benehmen des gesetzgebenden Corps, und sah schon in der Hoffnung die Ruhe und Ordnung im Innern befestigt, und den allgemeinen Frieden bald hergestellt. Aber in Paris, wo man die geheimen Triebfedern, welche das Konseil leiten, genauer kennt, da wusste man, dass es aus keiner andern Ursache geschehen war, als um das Direktorium zu kränken. Pichegru hatte das Unglück gehabt, sich seine Ungnade zuzuziehen, und stand mit demselben nicht in dem besten Vernehmen. Das neue Drittheil

oder die nunmehrige Majorität, die den Plan hatte, es auf alle mögliche Art und Weise herabzusetzen, konnte es also nicht empfindlicher kränken, als wenn es einen Mann zum Präsidenten erwählte, der ihm keinesweges angenehm seyn konnte. Die Oppositionspartei schmeichelte sich überdies, daß Pichegru sie in allem kräftig unterstützen würde, was sie zur Herabsetzung und Einschränkung des Direktoriums unternehmen würden, und da er die Liebe und das Zutrauen der Nation und der Armeen in einem sehr hohen Grade besaß, so durfte sie auch auf ihren Beifall rechnen, wenn der Präsident ihre Meinung theilte. — Ich habe ihn nie präsidiren gesehen, ob ich gleich schon zu verschiedenen malen deswegen im Rathe der Fünfhundert gewesen bin. Da er auch zum Mitgliede einer Kommission, welche die militairischen Gesetze revidiren soll, ernannt worden ist, so arbeitet er lieber in derselben, denn dadurch nur allein kann er dem Zwange entgehn, dem er auf dem Stuhle ausgesetzt ist.

Die erste wichtige Arbeit, mit welcher sich das neu organisirte Konseil beschäftigte, bestand in der Verfertigung der Kandidatenliste, aus welcher der abgegangene Direktor ersetzt werden sollte. Die Republikaner wünschten einen von den Generalen Beurnonville, Maffena, Augerau oder Scherer, und die Gemäßigten Barthelémy, Rhedon oder Cochon zu diesem erhabenen Posten ernannt zu sehen. Barthelémy erhielt im Rathe der Fünfhundert die meisten Stimmen, und ward von dem Rathe der Alten zum Direktor erwählt *). In Paris gab es nur eine Stimme über diese Wahl, die ganz zum Vortheil des Bürgers Barthelémy war. „Er hat seine Hände nicht mit Blut befleckt, so hiefs es allgemein, er hat keinen Antheil an den Greueln ge-

*) Der Rath der Fünfhundert hat blos das Recht, zehn Kandidaten vorzuschlagen, aus welchen der Rath der Alten einen zum Direktor ernennet. Ob er aber die ganze Kandidatenliste, so wie die ihm zugeschickten Vorschläge zu Dekreten verwerfen könne, ist eine noch unentschiedene Frage, die wahrscheinlich auch unbeantwortet bleiben wird.

habt, die man sich im Innern der Republik erlaubt hat, er ist gerecht, von gemäßigter Denkungsart, im höchsten Grade rechtschaffen, und der einzige Mann, der, vermöge seiner ausgebreiteten diplomatischen Kenntnisse, ein gesundes System in Ansehung der auswärtigen Angelegenheiten, im Direktorium einführen, und eben dadurch den Frieden beschleunigen kann.“

So groß die Freude des Volks über diese Wahl war, so ward sie durch die Besorgnisse, daß Barthelémy die ihm angetragene Würde nicht annehmen möchte, um vieles geschwächt. Zwar schienen sich alle Zeitungschreiber, und besonders Perlet, das Wort gegeben zu haben, ihm jede abschlägige Antwort unmöglich zu machen, allein wenn man seine Privatgrundsätze und seinen Hang nach stiller Ruhe betrachtete, so konnte man nicht umhin, eine abschlägige Antwort immer wahrscheinlicher zu finden. Auch seine Freunde und Verwandten befürchteten dieses, und mehrere von ihnen eilten, als sie der Wahl gewiß waren, nach

Basel, um ihn zur Aunahme dieses Postens zu bewegen. Barthelemy sah sich also genöthigt, da man von allen Seiten auf ihn eindrang, eine Stelle aufzugeben, in welcher er sich großen Ruhm erworben hatte, eine Nation zu verlassen, die er so genau hatte kennen gelernt, das er sie lieben und schätzen mußte, und eine Würde anzunehmen, die ihm wenig befriedigende Ausichten gewähren konnte. Zwar hatte er einen großen Vorthail vor seinen Kollegen zum voraus; das Zutrauen und die Liebe der Nation hatten ihn zu diesem erhabenen Posten berufen, und schienen ihn auch auf demselben erhalten zu wollen; aber der Wille des Volks ist veränderlich, und nichts trügerischer als der Beifall, mit welchem es seine Lieblinge begrüßt.

Die Nachricht, das Barthelemy die ihm angetragene Würde angenommen, kam hier sehr schnell an, und verbreitete sich, wie ein Lauffeuer, in allen Sektionen. Das Direktorium machte prächtige Anstalten zu seiner Aufnahme, und er-

nannte den Minister der innern Angelegenheiten zum Hofmarschall, indem es ihm das Ceremoniel und die Ausführung des entworfenen Plans übertrug. Aber Barthelemy, der davon Nachricht erhalten hatte, und überhaupt auf seiner Reise sehr oft dem Zwange, sich komplementirt zu sehen, ausgesetzt gewesen war, wollte nicht in Paris, wie im Triumphe, einziehen. Er kam einen Tag früher, als man geglaubt hatte, hier an, stieg bei einem seiner Verwandten ab, berichtete von dort dem Präsidenten des Direktoriums, Carnot, seine Ankunft, und fuhr, von jedermann unerkannt, in einem Miethwagen nach dem Palast Luxemburg. Man erzählt hier mehrere Anekdoten über seine Aufnahme im Direktorium, die mehr oder weniger den Stempel der Wahrscheinlichkeit an sich tragen, und meistens auf seine dreißigjährige Abwesenheit von Paris gegründet sind.

Den 18. Prairial wurde er in die Versammlung des Direktoriums eingeführt. Bei dieser Gelegenheit hielt er folgende Rede, die ich Dir in einer treuen Uebersetzung mittheile.

„Als mir die Repräsentanten der Nation das
 „Recht antrugen, zwischen euch meinen Platz zu
 „nehmen, war mein erstes Gefühl meine Schwä-
 „che und Unzulänglichkeit. Ein Zeuge von dem
 „Glanze der französischen Republik im Auslande,
 „und mit Bewunderung für dieselbe erfüllt, konnte
 „ich die außerordentliche Wohlwollenheit, die
 „mich zu ihrer ersten Magistratur berief, schwer-
 „lich begreifen.“

„Aber bald vergaß ich meine Schwäche, und
 „empfand nur das Glück meiner Bestimmung. Am
 „Abend einer triumphirenden Revolution ihre
 „Wohlthaten befestigen, über die Ausübung der
 „Gesetze wachen, mit euch und dem gesetzgeben-
 „den Corps vereint wirken, um die von einem
 „langen Ungewitter unzertrennlichen Uebel wieder
 „gut zu machen, welch eine erhabene Laufbahn,
 „und wie viel Reitze!“

„Darf ich es sagen, daß die nicht minder ver-
 „führerische Hoffnung, in dem Direktorium die
 „Elemente einer allgemeinen Pacification zu fin-

„den, meinen Entschluß bestimmt hat? Mir hat
 „es geschienen, daß die französische Republik,
 „nachdem sie alle ihre Macht und Stärke an den
 „Tag gelegt sich, selbst gegen ihre grausamsten Fein-
 „de, gerecht und friedfertig bezeigen müsse. Die
 „Gerechtigkeit versichert den Reichen eine lange
 „Dauer: sie, und billige Mäßigung nach dem Siege,
 „können nur allein jenen dauerhaften Frieden
 „herbeiführen, durch welchen unsere Verfassung
 „konsolidirt werden kann.“

„Empfanget, Bürger - Kollegen, die Versiche-
 „rung meiner unverbrüchlichen Ergebenheit gegen
 „diese Konstitution: empfanget die Huldigung
 „meiner Gefinnungen für euch. Mir ist es süß
 „zu denken, daß unsere Vereinigung, die das Ge-
 „setz befohlen, durch Achtung, Zutrauen und eine
 „wechselseitige Zuneigung werde noch enger ge-
 „knüpft werden.“

Diese Rede, und die Antwort des Präsidenten
 Carnot haben einen sehr vortheilhaften Eindruck
 auf das Volk gemacht. Man ist allgemein über-

zeugt, daß Barthelemy alles anwenden werde, den Frieden im Aeuffern und Innern wieder herzustellen, und geschieht es nicht, werden die Feindseligkeiten wieder angefangen, so wird man nicht ihm, sondern seinen Kollegen die Schuld davon beimessen. Jezt ist er noch der Liebling des Volks und besitzt sein ganzes Zutrauen, ob er es aber behalten wird, muß die Zukunft lehren.

Das neue Drittheil hatte bis hieher noch keine Gelegenheit gehabt, seine Meinung im Rathe der Fünfhundert zu äussern. Man wufste wohl, daß es seinen Anhang immer mehr zu vergrößern suche; es liefs in Brochüren und öffentlichen Blättern sich gewaltig herausstreichen, bestärkte das Volk in der vorgefafsten Meinung, daß es den Frieden herstellen, und die Ruhe und Ordnung zu erhalten sich bemühen werde, vermied aber sorgfältig die Grundsätze bekannt zu machen, nach welchen es zu handeln gedenke. Die Aufmerksamkeit von ganz Frankreich war auf die neu angekommenen Deputirten gerichtet, jeder.

mann drängte sich zu ihnen, und alle Faktionen waren beschäftigt, sie für sich einzunehmen. Keiner gelang es so sehr, als der fanatischen, von welcher ich weiter oben schon gesprochen habe. Sie mochte nun schon vorher mit ihnen in Verbindung gestanden, oder sie jetzt geschlossen haben, so wurden beide durch diese Vereinigung der Kräfte um so mächtiger, und wirkten unmittelbar auf die Gefinnungen des Volks.

Den 15. Prairial hob endlich die Majorität im Rathe der Fünfhundert, oder vielmehr nur das neue Drittheil, das Schild auf, und von dieser Sitzung an war das Eis gebrochen, und ein Kampf begann, der heut noch fort dauert, und sich nothwendig mit der Unterdrückung der einen oder der andern Parthei endigen muß. Es war eine Kommission ernannt worden, die den gegenwärtigen Zustand der Kolonien untersuchen, und einen Bericht darüber erstatten sollte. Tarbé that dieses in ihrem Namen, aber anstatt seinen Gegenstand mit Gründen zu beleuchten und zu entwik-

keln, gieng er ganz von demselben ab, um alles was während der Revolution beschlossen und ausgeführt worden war, zu tadeln und herab zu setzen. Hierüber entstand ein entsezlicher Lerm im Rath der Fünfhundert, die Minorität erhob sich mächtig gegen die Majorität, und Tarbé durfte seinen Bericht nicht fortsetzen.

Doch dieses war nur ein Versuch, den man in der Absicht gewagt hatte, um zu sehen, wie ihn die Minorität aufnehmen, und was das Volk dazu sagen würde. Es fiel nicht so aus, wie man es erwartet hatte; die Republikaner entrüsteten sich mächtig gegen die neuen Gesetzgeber, das Direktorium drückte seine Unzufriedenheit darüber aus, der Rath der Alten konnte seinen Unwillen nicht verbergen, und selbst diejenigen, die mit der jeztigen Verfassung nicht zufrieden waren, sahen es ungern, daß man ein System der Herabwürdigung der vorhergegangenen gesetzgebenden Versammlung einführen, und eben dadurch die gegenwärtige Konstitution in ihren Grundpfeilern untergra-

ben wollte. Die Majorität, wenn sie das Zutrauen der Nation nicht ganz verlieren wollte, hatte also kein ander Mittel, als den Bericht des Deputirten Tarbé selbst zu misbilligen. Dieses geschah nicht nur im Rathe der Fünfhundert, sondern auch in den ihr ergebenen öffentlichen Blättern und Journalen, und nur im Geheim raunte einer dem andern ins Ohr, daß man noch einige Zeit damit warten, und sich in der Gunst des Volks erst besser hätte fest setzen sollen. Das neue Drittheil schwieg nun einige Zeit ganz still in den Sitzungen des Rathes, um den übeln Eindruck den es gemacht, zu verwischen, und das Mistrauen, das man gegen dasselbe angenommen hatte, zu schwächen. Unterdeffen waren seine Anhänger beschäftigt, ein revolutionaires Dekret nach dem andern zu kassiren, den Emigranten wurden Thür und Angeln geöffnet, und was nach Jahren erst hätte geschehen sollen, wurde gleich in den ersten Monathen der neu organisirten Gesetzgebung beschlossen und ausgeführt.

Die Masse des Volks hatte bis hieher keinen entschiedenen Antheil an den Verhandlungen und Zänkereien, die in dem Rathe der Fünfhundert statt gefunden hatten, genommen. Die Angelegenheiten der Kolonien interessirten sie gar nicht, und die Rückkehr der Emigranten war allein denen gleichgültig, die keine Nationalgüter gekauft hatten. Aber die Salons und diejenige Klasse von Einwohnern, die die bestehende Regierung unterstützen, weil sie einmal eingeführt ist, sahen nicht ohne Betrübnis die einen, sich vom Ziele durch Vorsehnelle zurückgeworfen, die andern einer neuen Revolution ausgesetzt. Die kleine Anzahl der guten Bürger konnte unmöglich das Betragen ihrer Repräsentanten billigen, und wenn sie auch nicht geneigt gewesen wäre, ihnen anti-republikanische Absichten beizumessen, so mußte der Eifer, mit welchem sie alles, was nicht mit und in der Konstitution genau verwebt war, niederrissen, diesen Verdacht nothwendig in jedem unpartheiischen Beobachter rege machen. Ueber.

dies so wurde man gewahr, daß dieses System der Herabwürdigung und des Einreißens des revolutionairen Gebäudes nur der Anfang oder die Vorbereitung zu einem tief angelegten und weit umfassenden Plan war. Einige unvorsichtige und kühne Zeitungschreiber hatten mehr verrathen, als die Vorsicht erlaubt hätte, davon bekannt werden zu lassen, und es entstand eine Unruhe und Gährung in den Gemüthern, an welcher endlich die gleichgültige Masse des Volks Theil zu nehmen gezwungen wurde.

Die Religion, die unter allen Zeiten und unter allen Umständen, der herrschenden oder der beherrschten Parthei, zum Dekmantel ihrer ehrgeizigen Absichten hatte dienen müssen, wurde auch hier zum Vorwande gebraucht, um es für einen Plan zu interessiren, den es, wenn es sein Interesse bedachte, unmöglich unterstützen durfte.

Ich habe in meinem letzten Briefe schon von einer Faktion gesprochen, die sich neulich erst gebildet, und in kurzer Zeit weit um sich ge-

griffen hat. Das Heil der Seelen und die Wiederherstellung der katholischen Religionsgebräuche wurden zum Zweck derselben angegeben, aber den daraus nothwendig folgenden Verlust aller durch die Revolution erhaltenen Vorthelle, suchte man sorgfältig vor dem Volke geheim zu halten. Bis hieher hatte sie nur durch Schriften und durch das Beispiel, das einige angesehene Männer gaben, zu wirken, und sich Anhänger zu verschaffen gesucht, jezt aber traten auf einmal im Rathe der Fünfhundert Vertheidiger derselben auf. Die Veranlassung dazu nahm man von der Suspension des Gesetzes über die Ehescheidungen wegen Unverträglichkeit des Humors. Dieser in allen protestantischen Ländern schon längst entschiedene Gegenstand der Gesetzgebung ward hier von einem aufgeklärten Senate als zweifelhaft, ja als den Grundsätzen des Rechts, der Religion und der gefunden Politik zuwider angesehen. Man stritt in dem Rathe der Fünfhundert heftig darüber, die Zeitungschreiber mischten sich darein, die

Religi-

Religionseiferer fluchten, das Volk wufste nicht was es sich dabei denken sollte, und das gesetzgebende Corps beschloß, diese große und wichtige Frage durch eine besondere Kommission auf das sorgfältigste untersuchen zu lassen.

Aber dieses war auch nur ein Versuch, den man machte, um zu sehen, ob man in Religions- sachen glücklicher seyn, und mit besserem Erfolg sich dem großen Ziele würde nähern können. Camille Jourdan, ein Deputirter aus Lyon, stattete am 29. Prairial Bericht über die Religionsübungen ab, und endigte mit dem Vorschlage, daß man den Bürgern erlauben möchte, Kirchen zu kaufen oder zu miethen, und über denselben die Zeichen ihres Glaubens aufzupflanzen; daß man ihnen den Gebrauch der Glocken zugestehen, und Feiertage und Processionen nach Belieben zu halten, einräumen, und überhaupt niemand in der freien Ausübung der religiösen Ceremonien stören möchte. Nach eben diesem Projekte sollten die Priester von dem Bürgereide befreit seyn,

und alle gegen sie angefangene Procedures aufgehoben, so wie die schon erlassenen gerichtlichen Ausprüche kassirt und für null und nichtig erklärt werden.

Hiermit hatte also schon das neue Dritttheil einen Punkt der ihm aufgetragenen Privatinstruktionen in Ausübung gebracht; es kam nur noch darauf an, diesen Vorschlag durchzusetzen, und ihn Gesetzkraft zu geben. Die Republikaner betrachteten ihn anfangs mit Verachtung, und glaubten sich an der Philosophie zu veründigen, wenn sie ihn auch nur der geringsten Aufmerksamkeit würdigten. Aber als sie ihn zergliederten, von allen Seiten beleuchteten, und besonders mit den Grundsätzen und Aeufferungen der Parthei, die ihn gemacht hatte, zusammenstellten, da hörten sie in dem freien Gebrauch der Glocken den Tocsin, sahen in den Proceffionen die Veranlassung zu Streitigkeiten zwischen den verschiedenen Religionsverwandten, und in der Rückkehr der ungeschwornen Priester das Grab der republikani-

schen Verfassung. Nun erst wandten sie alles an, um ihn zu vernichten und rückgängig zu machen, und sie hatten schon viel gewonnen, als sie es dahin brachten, daß die Berathschlagung darüber aufgeschoben wurde. Die Journalisten verfochten und bestritten, wie gewöhnlich, die Annahme desselben, einige mit der Geißel der Satyre, andere mit plumpen Anzüglichkeiten. Epigramme und satyrische Kupferstiche erschienen in Menge, die Mauern von Paris wurden mit Affischen beklebt und überklebt, jedermann nahm Theil an diesem Streite, und man interessirte sich so sehr dafür, als wenn das Wohl und Weh des Vaterlandes dabei auf dem Spiele stünde.

Unterdeffen haben sich auch patriotische Gesellschaften zu bilden angefangen, die einen heißen Clichien s, die andern Salmistes. Jene stehen mit der nunmehrigen Majorität im genauesten Einverständnisse, diese mit der Minorität des gesetzgebenden Corps und der Majorität des Direktoriums. Ich kenne wichtige Männer aus

beiden Gesellschaften, und besitze Dokumente, die wahrscheinlich in Deutschland nicht bekannt worden sind. — Bist Du mit meiner Manier, den gegenwärtigen Zustand Frankreichs darzustellen, zufrieden, wünschst Du, daß ich so fortfahre, und gewähren Dir meine Briefe einige Unterhaltung, so will ich Dir in meinen nächsten Schreiben nicht nur den Entschluß des Raths der Fünfhundert über das Jourdan'sche Projekt, sondern auch meine Meinung über die Klubs mittheilen, und überhaupt Dich in den Stand zu setzen suchen, die unanständige Fehde, die sich zwischen dem gesetzgebenden Corps und dem Direktorium entsponnen hat, richtig beurtheilen zu können.

Siebzehnter Brief.

Paris den 22. Juni 1797.

Die Brücken in Paris gehören wegen ihrer Bauart und der herrlichen Aussicht, die sie gewähren, zu den Merkwürdigkeiten, die die Aufmerksamkeit eines jeden Fremden auf sich ziehen. Die Seine durchströmt von Osten nach Westen diese ungeheure Stadt, und theilt sie in zwei große Hauptabschnitte ein. Sie ist von beiden Seiten mit einer hohen Mauer umgeben, wodurch jede Ueberschwemmung unmöglich gemacht wird. Auf ihrer Oberfläche schwimmen Badehäuser, kleine und große Schiffe und Flöße. An ihren Ufern ist beständig eine Menge Menschen beschäftigt Wasser zu schöpfen, Handel zu treiben, zu waschen und sich zu baden. Von der neuen Brücke (pont-neuf) hat man die schönste Aussicht nach den elisäischen Feldern hin, und übersieht mit einem Blick die Gegenstände auf den beiden Seiten des Flusses, so wie das Gewühl, das auf seiner Oberfläche stets neue abwechselnde Scenen darbietet.

Die neue Brücke (pont neuf) erstreckt sich über die beiden Arme der Seine, welche die Insel, die Cité genannt, einschließen; sie ist zwölf Toisen breit, und hundert und siebenzig lang. Heinrich III. legte im Jahr 1578 den Grundstein zu derselben, und unter Heinrich IV. wurde sie beendet. Sie ist die schönste Brücke von Paris, und man kann wohl sagen, eine der vollendetesten in Europa. Zu beiden Seiten sind Trottoirs für die Fußgänger; Obsthändler und Krämer haben Buden auf derselben, und das Gewühl der Menge ist zu gewissen Stunden des Tages so groß, daß man sich nur mit Mühe hindurchdrängen kann. Auf der Mitte der Brücke, zur rechten Seite, stand ehemals das Denkmahl Heinrichs IV. Zu Anfange der Revolution wurde es von dem Volke in hohen Ehren gehalten, man zierte es mit Nationalkokarden, stellte Tänze vor demselben an, stürzte es aber nichts destoweniger nach dem 10. August, so wie die Bildsäulen der schlimmen und ungerechten Könige Frankreichs, um. Heute sieht

man nur noch den Plaz, auf welchem es gestanden; es ist mit einem eisernen Gitter umgeben, eine Schildwache steht vor demselben, und jeder Königlichgesinnte geht nicht, ohne der Revolution zu fluchen, bei demselben vorüber. — Ein Royalist machte mir die Bemerkung, als ich mit ihm am Louvre unter dem Fenster vorüber gieng, unter welchem durch eine Aufschrift Carls IX. Andenken den Verwünschungen der Nachwelt übergeben wird: das man die Denkmähler der guten Könige — und hier zeigte er auf den Plaz hin, auf welchem die Statue Heinrichs IV. gestanden — eben so hätte in Ehren halten müssen, wie man das Andenken der schlimmen dem Volke stets zu vergegenwärtigen suche.

Der Kontrast ist in der That sehr auffallend, wenn man von der umgestürzten Bildsäule eines vergötterten Königs, zu dem sorgfältig aufbewahrten Andenken des verworfensten Beherrschers gelangt. So wie in der Geschichte nur ein Zeitraum von kaum zwanzig Jahren beide trennt, so kann

man auch hier von dem Platze, auf welchem ein Beweis des bestverdienstesten Ruhms des einen aufbewahret wurde, sehr bald zu dem Theater der Greuel des andern übergehen. An dem rechten Ufer der Seine hin muß man bei dem leztern vorbei, wenn man auf die Königsbrücke (pont royal) kommen will. Diese befindet sich an dem Eingange in die Tuilleries, dem linken Flügel des Palaſtes der Tuilleries grade gegenüber, und ist eine der solideſten von ganz Paris. Das Gewühl der Menge ist nicht ſo groß auf derſelben, wie auf der vorherbeſchriebenen, allein vor dem Eingange in die Tuilleries befindet ſich faſt immer eine ſehr große Anzahl Menſchen, welche theils die daſelbſt befindlichen Miethwagen und Diligencen dort ſich einzustellen nöthigen, theils die zu gewiſſen Stunden des Tages ſich hier verſammelnden Kolporteurs dahin locken. So wenig den Pöbel die politiſchen Neuigkeiten intereſſiren, ſo iſt er doch begierig, die Inhaltsanzeige der Zeitungen ableſen zu hören, und geht ſelten bei

einem Kolporteur vorbei, ohne ihm einen Augen-
 bik Gehör zu schenken. Die Regierung hat schon
 zu verschiedeneemalen, aber immer ohne Erfolg,
 diesem Unwesen Einhalt zu thun gesucht; denn
 da es beinah unmöglich ist, sich in einer kurzen
 Anzeige bestimmt auszudrücken, und der Fakti-
 onsgeist sich dieses Mittels vorzüglich bedient,
 um für seine Parthei zu werben, so wird das
 Volk sehr oft durch falsche Nachrichten hinter-
 gangen, irre geleitet, und zu unrichtigen und nach-
 theiligen Urtheilen und Schlüssen veranlaßt.

Die Brücken und das Palais royal waren von
 jeher der Tummelplaz der untergeordneten Sa-
 telliten aller Faktionen. Da hier ein grössrer und
 gedrängter Zulauf von Menschen, wie in jeder
 andern Gegend statt findet, so muß ganz natürlich
 auch jede hier hervorgebrachte Wirkung schnel-
 lere und ausgebreitete Folgen haben. Auch Char-
 latane aller Art wählen diese Oerter, um ihre
 Kenntnisse herauszustreichen, oder ihren Arkanen
 Abgang zu verschaffen. Man kann zehnmal des

Tages über die Brücke gehen, und es werden einem jedesmal zwei, drei und mehr gedruckte Zettel in die Hand gestekt, die alle mit prahlerischen Anzeigen angefüllt sind. Der Menschenkenner kann hier viel Stoff zu Bemerkungen finden, denn von dem kleinen Savoyardenjungen an der die Vorübergehenden anruft, sich die Schuhe putzen zu lassen, bis zu dem stolzeften Aristokraten, der in einem prächtigen Wagen daherrollt, tragen alle ein der französischen Nation und den hier vorgefallenen Veränderungen angemessenes charakteristisches Gepräge an sich.

Ich habe oft Stunden in der Nähe der Brücken zugebracht um das Treiben der Menge mit anzusehen. Das Schauspiel ist einzig in seiner Art und gewährt die mannigfaltigste Unterhaltung. Man sieht dort Menschen aus allen Klassen und Ständen, jung und alt läuft durcheinander, und ein Jedes hat das Ansehen der wichtigsten Beschäftigung. Gauner und Taschendiebe stellen sich hier, besonders des Abends, in nicht geringer

Menge ein, und die Policei und die allenthalben ausgestellten Wachen sind nicht im Stande jedem Unfug, jeder Unordnung vorzubeugen.

Das hier Gefagte kann jedoch nur auf die vorzüglichsten und besonders auf die neue Brücke angewandt werden. Die Brücke Ludwigs XVI, die dem Platze der Revolution gegenüber ist, macht davon eine bedeutende Ausnahme. Ihre Lage läßt an und für sich schon keinen großen Zulauf zu, denn da an dem rechten Ufer der Seine sich hier die Tuillerien und die elysäischen Felder vereinigen, und an dem linken derjenige Theil der Vorstadt St. Germain auf sie stößt, der grade am allerwenigsten bewohnt ist, so erhält sie dadurch, im Vergleich mit den übrigen Brücken, ein ödes und menschenleeres Ansehen. Was man aber darunter verliert, gewinnt man wieder durch die schöne Aussicht, welche sie gewährt, und durch das Vergnügen, das ihre Bauart in jedem Kunstverständigen erregen muß.

Sie wurde erst im Jahr 1787 angefangen und 1790 beendigt. Der Ingenieur Perronet hat

sich dadurch ein Denkmal gesetzt, das man nach Jahrhunderten noch bewundern wird. Sie ruhet auf fünf Bogen, die mit Kühnheit entworfen und ausgeführt sind, die grösste Solidität ist mit Simplicität gepaart, und der starke Durchmesser der an denselben befindlichen Säulen und hervorragenden Schnäbeln, sichert sie vor der Gewalt der Eischollen, so wie vor den unaufhörlich an sie anschlagenden Fluthen der Seine. Zu beiden Seiten sind sichere Trottoirs, und des Nachts wird sie durch Reverberen, die auf dem Gesimse sich befinden, erleuchtet. — Nach Osten hin überfieht man die Quais an den beiden Ufern des Flusses, die Königs- und neue Brücke, und die sie in dunkeln Hintergrunde begrenzende Vorstädte St. Germain und St. Antoine. Beim Sonnenuntergange genießt man hier eines der reizendsten Schauspiele, und der Anblick ist majestätisch groß, den die ungeheure Menge der mannigfaltigsten Gegenstände gewähret. Weniger abwechselnd, aber nicht minder hinreißend ist die Aussicht nach Westen. Wenn dort das Gewühl der Menge, die große

Anzahl Paläste, Kirchen und Häuser, und die Pracht und Grösse einer ungeheuern Stadt zur Bewunderung stimmten, so flossen hier die Stille der Natur und ihre einfachern Reize sanftere Gefühle und Empfindungen ein.

Der Kontrast ist sehr angenehm, den die elyäischen Felder mit den am gegenseitigen Ufer von Gärten umgebenen Palästen darstellen. Durch die dickbelaubten Bäume gehindert, wird man weder Landhäuser noch Kaffeefchenken in denselben gewahr, und wähnt, es koste nur einige Schritte, um sich dem Gewühl der Stadt zu entreissen, und der Natur in die Arme zu werfen. Diese Täuschung scheint hier so sehr auf die ersten Ansiedler gewirkt zu haben, daß sie auch an dem entgegengesetzten Ufer ihre üppigen Palästen hinter Gärten und Bäume zu verstecken gesucht. Im Hintergrunde nur allein treten sie kühn wieder hervor, aber das Auge ist nicht gezwungen auf ihnen zu verweilen, und die freie offene Landschaft, die hier nun anfängt, reißt es mit unwiderstehlicher Macht hin.

An dem linken Ufer der Seine hinunter gelangt man auf einen mit Bäumen besetzten Platz, über welchen man nach dem Invalidenhanse (hôtel des Invalides) geht. Die Straßen in dieser Gegend sind gewöhnlich menschenleer, und die Ruhe und Stille die hier herrscht, läßt den Wanderer die Nähe des Zufluchtortes ahnen, der den geschlagenen aber nicht überwundenen Helden der Republik geweiht ist. Ein ehrwürdiger Krüppel steht an dem Eingange des Hauses Schildwache, und in den langen Gängen und den geräumigen Höfen dieses ungeheuer großen Gebäudes, kann man mit einem Blick sich von den schrecklichen Folgen des Krieges eine schauerhafte Vorstellung machen. Krüppeln aller Art, lahmen, blinden, arm- und händelosen Menschen begegnet man fast bei jedem Schritte, den man in dem Innern desselben thut; die vortrefliche Pflege und Wartung, die ihnen hier gewährt, die Achtung, die ihnen bewiesen, und die Ehre die an Nationalfesten und vor einer ungeheuern Menge versammelten Volks ihnen angethan wird, alles dieses

scheint noch unzureichend zu seyn für den uner-
 fezlichen Verlust der Gesundheit, der Vollkommen-
 heit des Körpers, und für den Schmerz und die
 Leiden, denen diese Unglücklichen dadurch ausge-
 setzt sind. Es ist eine Kleinigkeit, im Getümmel
 der Schlacht, im Feuer des Angriffs sein Leben
 zu verlieren, aber zum Krüppel geschossen und
 dadurch jahrelangen Leiden ausgesetzt zu werden,
 und diese zu ertragen, dazu gehört unendlich mehr
 Muth und Entschlossenheit.

Gegen das Merzfeld hin stößt man auf ein
 zweites grosses und schönes Gebäude, die Militair-
 schule (*école militaire*). Sie wurde von Ludwig
 XV. angelegt, und war zur Erziehung für junge
 adliche Kinder, die sich dem Militairdienst wid-
 meten, bestimmt. Seit ihrer Erbauung hat sie
 mehrere Veränderungen erlitten, und jetzt finden
 keine von den ursprünglichen Einrichtungen mehr
 bei derselben statt. Das Gebäude zieht nur allein
 noch die unabänderliche Bewunderung der Rei-
 senden auf sich, und der einfache und grosse Styl,
 in welchem es errichtet ist, erfüllt Kenner und

Nichtkenner mit jenem Wohlgefallen, welches das Schöne und Erhabene allezeit zu bewirken pflegen. Nach dem Merzfelde hin hat man von dem Balkon der Façade eine reizende Aussicht, die bei Nationalfesten so mannigfaltig als majestätisch und groß ist.

Das Merzfeld ist nur durch die Straffe von der Militairschule getrennt, und dehnt sich von derselben in einem vollkommenen Parallelogram nach der Seine hin aus. Vor der Revolution diente es blos zu den Uebungen der Eleven der Militairschule, seit dem 14. Juli 1790 aber hat es eine neue, grössere und wichtigere Bestimmung erhalten. Hier war es, wo die französische Nation zum erstenmal ein allgemeines Bündniß zur Bewahrung und Erhaltung der errungenen Freiheit errichtete, wo Ludwig XVI. vor einer Menge von mehr denn fünfmalhunderttausend Menschen die ihm anvertraute Konstitution heilig zu beobachten und zu vollführen schwur, wo ein ganzes Volk sich Bruderliebe und Eintracht zusagte, und
der

der Welt ein Schauspiel gab, das man nach Jahrhunderten noch bewundern wird.

Heute sieht man nur die Ueberreste von den Einrichtungen, die für den 14. Juli auf dem Merzfelde getroffen worden waren. Der Altar des Vaterlandes und der amphitheatralische Wall, der die Ebene von drei Seiten umgiebt, existiren allein noch, aber dafür sind einige neue Verzierungen hinzugefügt worden, die gar keine üble Wirkung machen. Auf dem Altare des Vaterlandes ist die Bildsäule der Freiheit sitzend vorgestellt, ihr Gesicht ist nach der Militairschule gerichtet, in der Rechten hält sie das Buch der Konstitution vom 3ten Jahr der Republik, und in der Linken eine Pike mit der hohen Freiheitsmütze. Bei Nationalfesten werden zu beiden Seiten desselben Gerüste für die konstituirten Autoritäten aufgeschlagen, die Mitglieder des Direktoriums sitzen unter dem Altar auf Tabouretten, ihnen zur Rechten der Sekretair der vollziehenden Gewalt, und zur Linken die Minister. Am Abhange des Hügels

sind Bänke für die Zuschauer, die sich Billete dazu zu verschaffen wissen; das Volk nimmt den Wall ein, der die Ebene umgiebt. An den beiden Seiteneingängen desselben, dem Altare des Vaterlandes gegenüber, stehen zwei mächtige, aus Gips geformte Stiere, und zwei Löwen mit sträubender Mähne bewachen den Weg, auf welchem man die Anhöhe selbst hinansteigt. Das Ganze ist, auf zwei Seiten, von mehreren Reihen Bäumen eingeschlossen, die, wenn man die Sonnenhitze auf dem Wall und der Ebene des Merzfeldes nicht mehr aushalten kann, einen angenehmen Schatten gewähren. Diejenigen Einwohner, die in der Nähe des Invalidenhauses wohnen, besuchen das Merzfeld öfters, aber als Modepromenade wird es von den Pariseru keinesweges angesehen. Dazu ist es auch zu abgelegen von dem Mittelpunkte der schönen Welt und der Müffiggänger, und bietet nicht Abwechslungen genug dar, um mit den übrigen in eine Klasse gesetzt zu werden.

Achtzehnter Brief.

Paris den 24. Juni 1797.

Empfangt mich, heilige Schatten, und weihe
 zum Sänger mich! rief ich jedesmal in hoher Begei-
 sterung aus, wenn ich nach einem langen Winter
 zum erstenmal wieder an einem schönen Früh-
 lingsmorgen in den Thiergarten eintrat. — Es ist
 ein eignes Gefühl, von welchem man ergriffen
 wird, wenn man sich auf einmal der jungen neu-
 aufblühenden Natur in die Arme wirft. So mußte
 unsern Stammeltern zu Muthe seyn, als sie zum
 erstenmal die Augen aufschlugen, um sich blikten,
 und die Schöpfung im höchsten Glanz der Jugend
 und Schönheit anstaunten. —

Nichts ist reizender, nichts hinreißender als
 ein dickbelaubtes Wäldchen an einem schönen
 Frühlingsmorgen. Wer nicht ganz für jeden
 Reiz der Natur abgestumpft, und nicht durch
 Kunst und elenden Modeton verwöhnt ist, muß
 sich begeistert fühlen, wenn ihn seine Schatten

wieder aufnehmen, das frische Grün sein Auge entzückt, und neues Leben ihn zu neuem Genuß auffordert. Ich finde es begreiflich, daß Dichter zu hoher Begeisterung in denselben angefeuert werden können, und jemehr sie ihre Gefühle getreu in Worte einzukleiden verstehen, je richtiger sie die Natur kopiren, je wahrer und schöner müssen ihr Ausdruck und das Gemälde seyn, das sie davon aufstellen.

Empfangt mich, heilige Schatten, und weihet zum Sänger mich! rief ich auch hier aus, als ich zum erstenmal in die elysäischen Felder eintrat. Es war an einem schönen Frühlingsmorgen, nach einer warmen Regennacht, als ich dahin gieng; ich hatte lange den Genuß der Natur entbehrt, mein Auge war ermüdet von dem ewigen Anschauen der Steinmassen, mein Geist sehnte sich heraus aus dem Kerker der Paläste ins Freie der Natur, und ich fühlte mich unwiderstehlich hingezogen nach dem einzigen Ort in Paris, wo man auf Augenblicke vergißt, daß eine ungeheure

Stadt ihn auf drei Seiten umgiebt. Auf meinem Wege dahin begleitete mich eine Todtenstille, die mit dem Geräusch des Nachmittags sehr auffallend kontrastirt; um sechs Uhr des Morgens ist es in mehrern Quartieren der Stadt noch tiefe Nacht, und wer sie am Spieltisch zugebracht, legt sich jetzt erst mismüthig und ermüdet zu Bette. Dagegen aber eilt der arbeitssame Landmann die Heerstraße herab nach der Stadt, ein elendes Fuhrwerk von einem Esel gezogen, enthält den Ertrag seines Fleißes, er geht heiter und singend neben demselben her, und berechnet schon im voraus den Gewinnst, den er aus seiner Milch oder seinen Kräutern zu ziehen gedenkt. Rasche, muntere Landmädchen tragen Körbe auf dem Kopfe, künstlich wissen sie sie im Gleichgewicht zu erhalten, und die Furcht, sie herabfallen zu sehen, hält sie nicht ab vom Schäkern.

So fand ich die elysäischen Felder als ich an einem schönen Frühlingsmorgen dahin gieng. Ich hatte mir vorgenommen in denselben zu früh-

stücken, aber kein einziges von den vielen Kaffeehäusern, die dort befindlich sind, war offen, niemand zu erwecken, und ich mußte auf einen Genuß Verzicht thun, von welchem ich mir viel Vergnügen versprochen hatte. Glücklicherweise hatte ich ein Buch zu mir gestekt, zog es hervor, und schlenderte längs dem Wege hin, der mitten durch die elysäischen Felder in das Boulogner Wäldchen führt.

Ohne auch nur einen einzigen Gegenstand gewahr zu werden, langte ich in demselben an, und trat in dem ersten Kaffeehause ein, welches ich dort antraf. Da ich mir vorgenommen hatte, keinen Augenblick von dem schönen Morgen in einem Zimmer zu verlieren, so ließ ich mein Frühstück unter einen Baum bringen, von welchem ich die Aussicht auf die Straße hatte, die nach Paris führt. Auf ächt orientalisch genoß ich hier meinen Kaffee, schlürfte ihn mit wolüstigen Zügen ein, und neue Begeisterung durchströmte alle meine Adern. So gestimmt trat

ich nach einer halben Stunde meinen Weg nach Bagatelle an, denn bis dahin muß man durchaus wahlfahren, wenn man in den Boulogner Wald allein geht.

Bagatelle ist ein Lustschloß, das ehemals dem Grafen Artois gehörte, und jetzt zu öffentlichen Belustigungen auf Subscription verkauft, oder vermietet ist. Der Weg dahin läuft zwischen niedrigem Gesträuch hin, denn zur Zeit des Schreckenfytems wurden hier die Bäume eben so zum Vortheil der Armen in Requisition gesetzt, wie man in Paris zum Vortheil der Republik Geld münzte. Dadurch ist die Aussicht, besonders nach Paris hin, viel freier und offener geworden, und das Auge ruht mit Wohlgefallen auf den Gärten und Landhäusern, die sich dort in einer ununterbrochenen Kette fortziehen. Es ist nothwendig daß ein Fußgänger dadurch wenigstens für den sandigten Weg, den er, um nach Bagatelle zu kommen, zurückzulegen hat, entschädiget werde. Bei heißen Tagen und in der Mittagszeit muß die Hitze hier

unausstehlich seyn, und ich würde niemand rathen, den Weg dahin zu Fuß zu machen.

Von allen diesen Ungemächlichkeiten empfand ich keine, der Morgen war kühl und schön, mein Gemüth heiter, und ich sah blos die reizende Seite desselben, ohne seine Unannehmlichkeiten gewahr zu werden. So kam ich in Bagatelle an, munter und frisch, und durch die Länge des Weges nicht im geringsten ermüdet. Ein geräumiger Vorhof, mit einigen Seitengebäuden umgeben, führt zu dem Schlosse. Sein Aeufferes, von hier betrachtet, ist höchst einfach und ländlich, eine breite steinerne Treppe führt in den Vorfaal, und zu beiden Seiten desselben hohe Doppelthüren in die innern Gemächer. Ein Speise- und Gesellschaftsaal, einige kleinere Zimmer und Kabinette sind alles was man in demselben antrifft, und nicht die Anzahl derselben, sondern ihre geschmackvolle Verzierung gefällt und macht Vergnügen. Von der Seite des Gartens betrachtet, hat es völlig das

Ansehen eines Gartenhauses, der Gesellschaftsfaal ragt in der Mitte in einem halben Zirkel hervor, eine Glasthür führt in denselben, und eine freie offene Aussicht auf die benachbarte Landschaft, trägt nicht wenig dazu bei, seine Reize zu erhöhen. — Der Graf Artois wohnte nie in Bagatelle, und die Wohnzimmer sind daher auch kaum des Bemerkens werth. Aber häufige soupers fins wurden hier gegeben, prächtige Fêtes veranstaltet, und in Illuminationen und Feuerwerken Hunderttausende verschwendet.

Dazu scheint überhaupt das Ganze, und besonders der Garten angelegt worden zu seyn. Er ist an der linken Seite des Hauses, wo er leicht eine Viertelstunde im Umkreise einnehmen kann. Künstliche Felsen und Grotten, schöne Kanäle und Wasserleitungen, chinesische Brücken, Kaskaden, Einsiedeleien und wie die Spielwerke alle heißen, womit man die englischen Gärten zu zieren wähnt, sind hier, wie in allen andern ähnlichen

Anlagen, anzutreffen. Mir hat in demselben vorzüglich das junge mit frischem Grün bewachsene Strauchwerk gefallen; ich lagerte mich unter einem Platanenbaum, den Rücken an eine Felsenwand gelehnt, und die Aussicht nach einer schönen mit üppigem Gras bewachsenen Wiese, überliefs mich dem schnellen Fluge meiner Phantasie, und die Zeit verstrich mir unter lieblichen Träumereien in grösserer Geschwindigkeit, als in dem höchsten Genuß der Realität.

Die Sonne war, mir unbemerkt, höher heraufgestiegen, ihre brennenden Strahlen trafen und durchdrangen die Oberfläche der Dinge, jeder Gegenstand ward von ihr erwärmt, und je wohlthätiger ihre Wirkung für Pflanzen, Kräuter und Bäume war, je mehr mußte ich sie für meinen Rückweg befürchten. — Da ich mich nicht darauf eingerichtet hatte, den ganzen Tag außer dem Hause zuzubringen, so stählte ich mich mit Muth und Geduld, und gieng mit langsamen

abgemessenen Schritten dem Boulogner Wäldchen wieder zu. An dem Eingange in dasselbe, von der Seite von Paris, sind eine ganze Menge Kaffeehäuser, Restaurateurs und Kampagnen. Die Pariser schöne Welt, neuen Reichen, petites maitresses und femmes entretenues, kommen in Wochentagen sehr häufig hieher, geben elegante Dinérs, können sich an der schönen Natur nicht satt genug sehen, preisen das Landleben glücklich, und eilen gegen Abend, von sinnlichen Genüssen überladen, in die Oper oder auf die Boulevards, nach Koblenz. Es ist starker Modeton in Paris, in das Boulogner Wäldchen zu fahren, dort zu essen und zu trinken, zu schäkern und zu lachen, die dickbelaubten Bäume und das grüne Gras zu bewundern, Gefühle zu erheucheln, unreine Hände auf den Altar der Liebe und Natur zu legen, sich zu duelliren, zu erstechen, zu erschießen. — Hier, hieß es vor einiger Zeit, hätten sich Merlin von Thionville und der General Jourdan auf Pistolen geschlagen. Ein Märchen von schlechten

Zeitungsschreibern erfunden, um ihrem erbärmlichen Geschmiere zwei Tage ansehnlichem Abgang zu verschaffen.

Zu beiden Seiten des Weges, jen- und disseits der Barriere, ist eine ganze Reihe Landhäuser, die sich tief in die elysäischen Felder hineinerstrecken. Sie hören dort auf, wo die Vorstadt St. Honoré und der eigentliche Sammelplatz der Luftwandler anfängt. An diesem läuft auf der einen Seite die Seine, oder der Weg, der nach Passy führt, hin, an der andern sind Häuser und Paläste, deren Gärten auf die elysäischen Felder stoßen. Diese bestehen eigentlich aus einer Anzahl Bäume, die alle nach der Schnur gepflanzt sind, mitten durch läuft der Weg, der nach St. Germain führt, und der Reiz dieser Promenade beruht, wenn ich die ersten schönen Frühlingstage ausnehme, mehr auf der hohen Meinung, welche die Pariser davon haben, und auf Nebenumständen, als auf wirklichen innern Gehalt. Wenn man

dahin geht, um zu sehen und gesehen zu werden, so kann man wohl seine Rechnung dabei finden, auf jeden andern Genuß aber muß man, besonders des Nachmittags, dort Verzicht thun. Des Morgens, das heißt, nach zwölf Uhr des Mittags, trifft man nur hin und wieder einzelne Luftwandler an, aber um sechs Uhr des Nachmittags wird die Gesellschaft in den zwei besuchtesten Hauptalleen so zahlreich, daß man sich kaum durch dieselben durchdrängen kann. — Ich wähle diese Zeit, um Ihnen von den elysäischen Feldern eine Schilderung zu entwerfen, denn unter diesem Gesichtspunkte nur allein können sie für einen Fremden, der mit den Schönheiten der Natur nicht unbekannt ist, anziehende Reize haben.

Am Eingange in dieselben stehen auf beiden Seiten des Weges, auf einem viereckigten Fußgestelle zwei vortreflich gearbeitete, schöne Pferde von Marmor: sie sind im schnellsten Gallop vorgestellt, ihre Mähne sträubt empor, Nase und Au-

gen deuten Muth und Wildheit an, sie können den Zügel nicht vertragen, an welchem sie ein Mann zu Fuß zurückhalten will, bäumen sich in die Höhe, und man glaubt alle Augenblicke sie herabstürzen zu sehen. Aus dem schönsten weissen Marmor gearbeitet, sind Zeichnung und Ausführung gleich vortreflich, man bewundert sie als Meisterwerke, und die Regierung that wohl daran, sie aus dem Garten von Marly weg zu nehmen, und hier zu größerm Genuß des Publikums aufzustellen. An dem Fußgestell derselben, nach den elysäischen Feldern hin, sind fast beständig einige Boutiquen und hölzerne Gerüste, in welchem dem Volke für einige Sous Taschenspielerkünste oder optische Gaukeleien gezeigt werden. Polichinel, in einer grossen Knotenperücke und hohem spitzen Hute, steht auf einer Bank und spricht zu dem Volke. Manche plumpe Spässe und Obscenitäten machen den Pöbel lachen, aber auch der feinere Witz und die Anspielungen auf die Revolution und die gegenwär-

tige Regierung entgehen ihm nicht. Es ist überhaupt schon dahin gekommen, daß Volksredner, Schriftsteller, dramatische Dichter und Schauspieler des lautesten Beifalls gewiß seyn können, wenn sie ihre Produkte mit beißenden Anspielungen auf das Direktorium austaffiren, und sie durch Ton und Ausdruck herauszuheben wissen. Manches schlechte Stük erhält sich nur dadurch, weil es voll der plumpesten Ausfälle ist. Es ist ein charakteristischer Zug der Franzosen, daß sie die in einer Rede angebrachten Bonmots oder Anspielungen augenblicklich auffassen, und die geheime Bedeutung derselben verstehen. Das Volk, wenn es in seiner Sprache angeredet wird, giebt hierin der gebildeten Klasse nichts nach, und versteht seine Polichinells eben so gut, wie diese einen Beaumarchais oder jeden andern antirepublikanischen Theaterdichter.

Die sogenannte gute Gesellschaft begiebt sich nun auf die rechte Seite der elysäischen Felder.

Hier sind in den zwei Gängen, die an der Heerstraße hinlaufen, Stühle gesetzt, auf welchen sich die müden Lustwandler niederlassen, und sitzend stundenlang daselbst zubringen. Zwischen diesen gehen die Männer in dichten geschlossenen Haufen auf und ab, werfen neugierige und begierdenvolle Blicke auf die hier gelagerten Schönen, bringen manche Stunde auf eine ihrer Denkungsart angemessene Weise hin, und gewähren, indem sie die Langeweile von sich verscheuchen, den hier anwesenden Huldgöttinnen das Vergnügen, das sie eigentlich hieher zu suchen kamen. Freudenmädchen kommen um diese Zeit selten in die elysäischen Felder, denn bei der starken Konkurrenz die hier statt hat, würden sie schwerlich ihre Rechnung finden, und die etwan dahin kommen, haben nicht nöthig, wie ihre minder glücklichen Schwestern, für den andern Morgen zu sorgen.

Die anwesende Gesellschaft besucht, die Sonntage ausgenommen, an welchen sich gute ehrliche
 Bürger

Bürger, Krämer und Handwerker hier einstellen, die in den elysäischen Feldern befindlichen Kaffeehäuser selten oder nie. Es scheint unter den höhern Ständen nicht Sitte zu seyn, dort Erfrischungen einzunehmen, oder vielleicht kommt es auch daher, weil kein Carchi, kein Velloni in prächtigen Sälen und äußerst geschmackvoll gezierten Zimmern Gefrornes und andere Leckereien hier verkauft. Die Mode herrscht überhaupt mit so eisernem Scepter in Paris, daß es niemand wagt, sich irgend etwas zu erlauben, was ihr entgegen ist, und kein Mensch von gutem Ton würde an einen Ort gehen, wenn es Sitte ist, sich zu eben der Zeit an einem andern einzufinden.

Die niedern Stände und die gemeine Bürgerklasse versammeln sich gewöhnlich auf der linken Seite der elysäischen Felder, jedoch nicht um dort zu lustwandeln oder sich sehen zu lassen, sondern um sich mit Spielen zu ergötzen und des Lebens

froh zu werden: Auf allen großen Plätzen stellt sich des Nachmittags eine Menge Kinder und erwachsener Leute ein; die einen üben sich im Ringen und Laufen, und die andern im Ballschlagen, oder in andern in Frankreich üblichen Spielen. Hier sieht man Frohsinn und Heiterkeit auf allen Gesichtern glänzen, ein jedes überläßt sich den Eingebungen der Natur, und alles gezwungene Wesen und Ceremoniel ist aus ihrer Mitte verbannt. — Die Policei ist hier, so wie an allen andern öffentlichen Orten, sehr aufmerksam und bemüht jeder Unordnung zuvor zu kommen. Wenn es anfängt dunkel zu werden, so durchstreichen starke Patrouillen die vorzüglichsten Gegenden derselben, und sind bei dem geringsten Streit oder Lärm sogleich bei der Hand, die Ruhe und den Frieden wieder herzustellen. Dessen ungeachtet möchte ich doch nicht spät an den Gärten hin, auf und abgehen, denn der Schlupfwinkel sind dort zu viele, und nirgends bessere Gelegenheit zum morden und stehlen, als hier.

Die erste Zeit meines hiesigen Aufenthalts gieng ich sehr oft in die elysäischen Felder, aber seitdem ich die andern Promenaden, und besonders die Gesellschaften von Paris genauer kennen gelernt habe, komme ich seltener hieher. Vor zwei Tagen war ich, nach langer Zeit, zum erstenmal wieder hier. Ich hatte in der Nähe derselben einen Besuch gemacht, und gieng ohne Zweck und Absicht unter dem Schatten der Bäume einigemal auf und ab. Als ich im Begriff war fort zu gehen, wurde ich ein junges Frauenzimmer gewahr, die den nemlichen Weg zu nehmen schien. Ein weisser eleganter Morgenanzug hüllte die schönsten Formen ein, unter einem einfachen Strohhute flossen blonde Haare über die Schultern herab, ihr Gang war edel und voll Grazie, und wenn sie schon ohne alle Begleitung war, so durfte ich doch daraus keinen ihr nachtheiligen Schluss ziehen. Ich verdoppelte meine Schritte, und war ihr augenblicklich zur Seite.

Die schönen Formen, die ich von hinten an ihr bemerkt hatte, wurden durch die edelsten und geistvollsten Gesichtszüge noch mehr erhöht. Eine freie offene Stirn und große blaue Augen dekten ruhiges Nachdenken, und eine gewisse sanfte, einnehmende Melancholie; zu beiden Seiten des schöngebauten Mundes schwebten Witz und Verstand, die Nase schien mir Seelengröße anzudeuten! und das Ganze einen sehr gebildeten Kopf und ein vorzügliches Herz zu verrathen. Diese flüchtigen nur oberflächlichen Bemerkungen machten mich neugierig, meine unbekannte Schöne näher kennen zu lernen. Aus ihrem Anzuge, so wie aus ihrem ganzen Aeuffern, konnte ich abnehmen, daß sie eine Fremde seyn müsse, denn alle in Paris geborne und erzogene Frauenzimmer, haben etwas so charakteristisches an sich, daß man sich in ihnen gar nicht irren kann. Ich beschloß ihr zu folgen, um ihre Wohnung, und wo möglich sie selbst kennen zu lernen.

Sie gieng durch die Königsstraße (rue royale) nach den Boulevards. Es war ihr aufgefallen, daß ich ihr bis dahin Schritt vor Schritt gefolgt war, sie schien unruhig darüber zu seyn, maß mich mehrere male vom Kopf bis auf die Füße, gieng bald schneller, bald langsamer, und trat endlich in einen Bilderladen ein. Da ich meine Neugierde durchaus befriedigen wollte, so gieng ich ihr dahin nach, und sah, daß sie nach verschiedenen kostbaren englischen Kupferstichen fragte. An ihrem Accent glaubte ich eine Nichtfranzösin zu erkennen, wußte aber nicht, ob ich sie für eine Deutsche oder für eine Engländerin halten sollte. Um mir darüber Gewissheit zu verschaffen, mischte ich mich in die Unterredung, und redete sie auf englisch an. Ohne mir zu antworten, maß sie mich von neuem mit einem forschenden Seitenblik, der meine Kühnheit mißbilligte. Ich ließ mich dadurch nicht abschrecken, sondern fuhr fort, meine Meinung über die in dem Laden befindlichen Kupferstiche, in englischer Sprache zu sagen. Sie redete

fort französisch, und schien auf das was ich sagte gar nicht Acht zu geben. Erst als sie fortgieng fragte sie mich auf englisch : ob ich ein Engländer sey? und da ich dieses verneinte, fuhr sie hastig fort: Aber sie sind doch kein Franzose? — Meine Antwort beruhigte sie augenblicklich, flößte ihr ein gewisses Zutrauen ein, und sie litt daß ich ihr den Arm gab, um sie nach ihrer Wohnung zu begleiten. —

XX (2 Bde) IX. 89



Wojda, Karol Fryderyk, 1771-1846

Vertrauliche Briefe Über Frankreich Und Paris Im Jahr 1797

Bd.: 1

Zürich (1798)

Gall.rev. 968 o-1

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10424827-7

VD18 80260276-001